Die Christliche Welt

Evangelisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Fünfundzwanzigster Jahrgang

Nr. 39 — Marburg i. H., den 28. September — 1911

Wöchentlich eine Nummer — Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Haltegebühr: Vierteljährlich 2,50 Mark — Unmittelbar vom Verlag Inland 2,90 Mk Ausland 3,15 das Quartal; Einzelnummer 0,25 Mk.; Probenummern unentgeltlich; Einbanddecke 1,90 Mk. — Anzeigengebühr: 0,30 Mk. die viergespaltene Petitzeile (bei Nonpareille Berechnung des ganzen Inserates nach Nonpareille-Zeilen), Familienanzeigen, Stellengesuche u. dergl. 0,20 Mk. Letzter Annahmetermin für größere Inserate Freitag früh

Inhalt: Herr Christe, komm in unsere Not — Weh uns, Heil uns, der Tauwind weht — Eine notwendige Entgegnung — Der Kampf ums Recht der Frauen in der Kirche in Elsaß-Lothringen — Das Bekenntnislied — Caspar Schwenckfeld. Drittes Stück — Im Herzen Chinas. Zweites Stück — Literaturbriefe. 34. Von der Cholera und allerlei Politik — Verschiedenes: Jathos Theologie und die religiöse Krisis der Gegenwart (Zurhellen); Jatho und Harnack (Rade); Staatschristentum und Volkskirche (Traub); Kleine Mitteilungen — Anzeigen

Herr Christe, komm in unsere Not

Herr Christe, komm in unsere Not,
Herr Christe, komm in unseren Tod,
Wir sind so gar verloren.
Wir irren durch die Erdenzeit,
Wir warten vor der Ewigkeit
Festzugeschlagenen Toren.

O führe du uns, ewiges Licht,
Denn wen du führst, der irret nicht,
Der muß in Sonne kommen.
Dem wird die Erde Ernteland,
Wen du, Herr Christ, an deine Hand,
An deine Hand genommen.

Geleite uns nach Haus! Die Tür
Der Ewigkeit blitzt gülden für,
Ist nicht mehr zugeschlossen.
Herr Christe weiß das Lösewort, —
O seliges Land, wie liegst du dort
Vom Lichte übergossen!

Gustav Schüler

Weh uns, Heil uns, der Tauwind weht!

In unsrer lieben evangelischen Kirche weht, stürmt und braust es, als ob ein Neues werden wollte. Verstört fliegen die auf, die unter ihrem Schatten friedlich wohnen möchten. Welke Blätter flattern in den Lüften; es kracht und bricht in der Decke der Gewohnheit; es gährt in der Tiefe und drängt herauf. Die beiden Grundprinzipien geistigen Lebens, die Flugkraft der persönlichen, individuellen Freiheit und die zusammenballende Wucht der Autorität, von deren rhythmischer Harmonie eine gesunde Lebensentwickelung abhängt, bäumen sich und zischen gegen einander und treten beide über die Ufer, kostbares Vätererbe und zukunftfrohes Neuland um die Wette verschlemmend. Wir gehen ohne Zweifel einer Zeit entgegen, auf die das Wort Christi paßt: Ich bin nicht gekommen Friede zu bringen, sondern das Schwert; und des Menschen Feinde werden seine eigenen Hausgenossen sein. Wie ein verhallender Trost klingt das Psalmwort: Dennoch soll die Stadt Gottes fein lustig bleiben mit ihren Brünnlein, da die heiligen Wohnungen des Höchsten sind. Wann wird dieser Gottesfriede wieder aufsteigen aus den trüben Wogen menschlicher Leidenschaften? Und dazu fragt man sich auch bange unter den Stürmen: Steigt dabei der Saft, quellen die Knospen? Will es Reformationszeit oder Revolutionszeit werden in der Kirche?

Seit Luther der starren kirchlichen Autorität den Gehorsam aufkündigte, weil es nicht geraten sei, etwas wider das Gewissen zu tun, und somit der evangelischen Freiheit Bahn brach, haben sich die Zeiten sehr geändert. Nur wir Menschen sind trotz aller Sehnsucht nach der herrlichen Freiheit der Kinder Gottes allzumenschlich geblieben, immer in der Gefahr, Minze, Dill und Kümmel zu verzehnten und das Schwere im Gesetz dahinter zu lassen, wie in den Zeiten Christi auch.

Es ist eine Zeit, in der Jeder, mag er in seinen Bekenntnisformen rechts oder links stehen, gewogen, gewogen wird, ob er nicht bei allem Eifer um das Haus des Herrn zu leicht gefunden werde in der Wahrheit. Denn nur die, die aus der Wahrheit sind, werden seine Stimme hören. Die Andern eilen wohl eifrig hinter dem Rufen her: Siehe, hier ist Christus, siehe da ist er! aber sie graben sich löcherige Brunnen und kommen nicht zu dem Wasser des Lebens, das in das ewige Leben quillt. Die Andern! so meint Jeder kopfschüttelnd, und wie steht es mit uns selbst? Steigt der Saft, quellen die Knospen? Was dünket dich um Christus, wes Sohn ist er? Diese Frage können uns weder unsre Pastoren, noch unsre Lebenskreise, noch unsre Leib- und Magenblätter, noch die höchsten Autoritäten der Zeit beantworten, sondern sie muß im tiefsten Herzen erlebt und entschieden werden, in uns ganz allein mit unserm Gott und unserm Gewissen.

Nur so können wir der Baum werden, gepflanzt an den Wasserbächen, der seine Frucht bringt zu seiner Zeit, auch wir evangelischen Frauen. Weh uns, wenn der Tauwind weht, und in uns will es nicht Frühling werden, weil alle Lebenskeime verdorrt sind in dem Wesen dieser Welt, erfroren unter dem Eitlen, dem kalten Nichts des äußerlichen Daseins: Was werden wir essen, was werden wir trinken, womit werden wir uns kleiden, auf welche Rechte haben wir Anspruch? Man sagt heute wohl: Ja, wenn nur unsre Pastoren fest bleiben in der Stunde der Versuchung, auf sie kommt es an. Man fordert, daß sich die Vertreter der theologischen und philosophischen Wissenschaft auseinandersetzen mit den Autoritäten der Kirche und daß ein klares Verhältnis geschaffen werde, damit unsre jungen Leute, wenn sie wissenshungrig, erkenntnisdurstig und arbeitsfreudig ins Leben treten, nicht zerrieben und wie von vier Pferden zerrissen sind, ehe sie innerlich und äußerlich etwas werden konnten. Und gewiß, dieser Kampf zwischen den geistig Gewaltigen unter dem Himmel muß einmal energisch ausgefochten werden um unsrer theologischen Jugend willen, die an den gegensätzlichen Forderungen ihres zukünftigen Berufs fast zu grunde geht. Nicht um eine Weltanschauung — für die ist ja kein Preis zu hoch — sondern um volle Wahrhaftigkeit in der werdenden Weltanschauung handelt es sich hier für die bewegliche, noch unerfahrene und unsichere Jugend.

Die Hauptforderung für unsre Kirche ist aber heute die: ob hinter dem Ringen um die Wissenschaft und hinter der Treue der Pastoren eine lebendige Gemeinde steht, eine Gemeinde von Männern und Frauen, Vätern und Müttern, denen

die Sache ihre Sache ist. Eine Gemeinde, die durchdrungen ist von der allgemeinen Priesterschaft aller Gläubigen, die in dieser ernsten Zeit der Prüfung täglich in der Schrift forscht, ob sichs also verhielte, und betende Hände aufhebt mit ihren Pastoren, nicht um äußern Sieg in dieser oder jener Frage und gar Triumph über den Gegner, dem man eifrig alle Farben der Minderwertigkeit andichtet nach den berühmten Mustern unsrer politischen, sozialen und wirtschaftlichen Tageskämpfe, sondern um das große Ziel: Gott wolle uns in alle Wahrheit leiten! Was tue ich mit einer Pastorenkirche, die wie der Geist über den Wassern über einer wüsten, leeren, gleichgültigen Gemeinde schwebt? Sie kann keine Kraft haben. Unsre Pastoren, so tapfer sie wohl gesonnen sind, ehrlich für ihr Heiligtum nach rechts oder links zu streiten, sie sind dem Verderb überliefert ohne lebendigen fruchtbaren Zusammenhang mit der evangelischen Gemeinde, mit ihrer Gemeinde, ohne die Gemeinschaft der Heiligen. Diese Gemeinde ist die Hauptsache. Findet sie sich nicht in rechter Stärke und Geschlossenheit, so ist die evangelische Kirche, der Luther unter Angst und Tränen, unter Dransetzen von Leben und Seele die Loslösung aus der Gewalt des Klerikalismus und die Freiheit des Christenmenschen erstritt, gerichtet und hat ihr Daseinsrecht verloren. Sie ist hinfort zu nichts nütze, als daß man sie hinwerfe und lasse sie die Leute zertreten. Denn dann schwenken ja viel besser die Einen nach rechts ab unter den mächtigen Schatten der katholischen Autoritätskirche mit ihrer großartigen logischen Festigkeit in Theorie und Praxis, und die Andern eilen nach links hinaus in das glänzende Sonnenlicht des Diesseitslebens, das seine Ziele nicht weiter steckt, als das menschliche Denken geläufig übersehen kann, und keine Ewigkeitswerte kennt. Wozu dann eine evangelische Kirche? Bloß als Staketenzaun um Thron und Altar, Stützbalken für die Vorrechte und Gewohnheiten einer Gesellschaft, der die drohende Umwertung aller Werte unbehaglich werden könnte? Ecrasez l'infame!

Geht uns Laien diese Kirche nichts an? Es ist die Kirche, deren Läuten uns hinter den Linden her in die Wiege klang, in der wir in Frieden träumten, die Kirche, der unsre frommen Eltern uns unter Beten und Hoffen zutrugen in der Taufe, der wir uns einverleibten in der Konfirmation, die Glück und Leid uns mit Trost und Segen begleitete, auf deren Gottesacker unsre Lieben schlummern. So sieht sichs schon äußerlich an. Wieviel Segen ist uns erst aus ihrem Zuspruch, ihren Gottesdiensten, ihren Kernliedern unser Leben lang zugeflossen! Sie ist unsre Heimat, so weit wir uns auch vielleicht älterwerdend von ihr entfernten, unsre geistige Mutter, so mündig wir uns auch in unserm Denken und Glauben gemacht haben mögen. Ihre Schmach ist unsre Schmach, so lange wir in ihrer Gemeinschaft stehen, sonst sind wir Elende. Wie im Kriege die Vaterlandsliebe aller Kreise hoch emporloht, so müssen in dieser Kampfzeit unsre Herzen flammend zu unsrer Kirche stehen, denn der Feind ist hohnlachend rings herum in Sicht. Gott will es, Gott will es!

Jeder hat eine Aufgabe. Und damit wende ich mich wieder an die evangelische Frau, mag sie rechten oder linken Bekenntnisformen zuneigen, durch Erziehung und Gewohnheit angehören. Wachet auf, ruft uns die Stimme, wo seid ihr klugen Jungfrauen? Jeder hat eine Aufgabe in der evangelischen Kirche, dem Priestertum aller Gläubigen. Wie können wir ohne innerste Beteiligung zusehen, daß unter dem Einfluß eines völlig veränderten Weltbildes der goldne Glaubensschatz hin und her gerissen wird von den Wellen? Wie dürfen wir harmlos am Ufer stehen und dem Spiel zusehen, wenn so angstvoll nach möglichen Denkformen gesucht wird, unter denen immer wieder das Glauben zum Erkennen werden muß? Was dünket dich um Christo, wes Sohn ist er? ist diese Frage für dich schon entschieden, du deutsche, evangelische Frau? und ist dir diese Gewißheit so heilig, so wichtig — es ist doch die Kernfrage der evangelischen Gemeinde — daß du es für deine größte Aufgabe hältst, sie deinen Kindern, deinem Hause, deinem Lebenskreise zu bringen, vorzuleben, vorzusterben? Erfüllt dich der Geist Christi so leuchtend und brennend, daß Jeder, der dir nahe kommt, sehen und fühlen muß — nicht: Sie denkt so oder so — sondern: Hier ist eine Liebe, die nicht das Ihre sucht, und eine Wahrhaftigkeit der Seele, vor der falscher Schein zergeht, hier ist evangelisches Leben? Wir sind mit verantwortlich für das Leben der Kirche, und wir sind fast alle zu schläfrig oder entschliefen gar. An großen Fragen haben wir mitgearbeitet, große Forderungen stellen wir für die Mündigkeit unseres Geschlechts an die Kultur unsrer Zeit; wir haben uns zermürbt für den echt evangelischen Gedanken der Selbstverantwortung und Freiheit, der vollen Menschenrechte der weiblichen Persönlichkeit, und würden eher Glück und Leben aufgeben, als das Streben nach diesen Idealen der Frauenbewegung, die uns Ideale der Volksgesundheit sind. Was aber haben wir für das Leben unsrer Kirche, als Glieder der evangelischen Gemeinde getan? Hier ist der Platz, unsre evangelische Selbstverantwortung zu beweisen. Wir fordern unser volles Bürgerrecht in der evangelischen Kirche, soweit wir uns lebendig zu ihr bekennen. Aber ein jedes Recht setzt eine Pflicht, eine Aufgabe voraus. So wie wir jetzt mitbeten, mitdenken und horchen, mitarbeiten und mitwachen, daß die Liebe nicht aufhöre und ein neues klares Erkennen komme, so wird unsre berechtigte Stellung in der Kirche sein, wenn ihr neuer Frühling kommt mit neuem freudigem Gemeindeleben. Sind wir Frauen, nach altgermanischer Sitte, Hüterinnen des Hauses und Pflegerinnen der Jugend, Gehilfinnen der Männer und begeisterte Volksgenossinnen, sind wir jetzt auch lebendige Mitkämpferinnen um die heiligen Güter der Kirche, um ihre Freiheit und ihre Wahrhaftigkeit, um den echt evangelischen Geist des Reiches Gottes, der nicht verstrickt sein darf in das Wesen dieser Welt und ihre Interessen? Dann wird diese Zeit eine Heilzeit werden für die Kirche, der der Tauwind neue Lebenskraft und frische Daseinsformen zuweht. Das wäre eine Frauenbewegung höchster Art und eine echt evangelische Frauenbewegung: Mitdenken und Mitforschen mit allen unsern Kräften, Mitringen um die Seelen unsrer evangelischen Jugend, Mitstreiten gegen alle Gewalten, die uns die evangelische Freiheit einengen wollen durch Menschensatzungen. Der Frau, die ihr Heiliges verteidigt, ist von der Natur Löwenmut gegeben, weil ihr Alles bis ins innerste Herz geht. Und Mitsorgen, daß unter dem Kämpfen die Liebe nicht aufhöre, daß die Wunden nicht vergiftet werden von der Leidenschaft, daß unter all dem Spalten und Trennen dieser Erde das letzte Ziel nicht vergessen werde: Eine Herde und Ein Hirt! Freilich von dieser Idealaussicht auf eine Gemeinde, die nicht habe einen Flecken oder Runzel oder des etwas, sondern die da heilig sei und unsträflich, gilt wohl das Wort von dem ewigen Frühling: du ahnest ihn hienieden und droben bricht er an. Aber daß dieses Ahnen nicht in Trümmer gehe unter den Kämpfen, daß die Liebe das Größte bleibe in der evangelischen Kirche, das ist eine Aufgabe, die ohne Zweifel vor allem der evangelischen Frau an das Herz zu legen ist, jeder an ihrem Platze und mitten auf dem Kampffeld.

Darum dürfen wir Frauen, wenn uns das Stürmen und Brausen in der Kirche verwirren oder gar verletzen will, wenn uns die Angst um die Erkenntnis der Wahrheit um und umdreht und wir flüchten möchten, nicht versäumen, die Stimme der Gegenwart zu hören: Der Meister ist da und ruft dich.

Marie Martin

Eine notwendige Entgegnung

In Nummer 37 der Christlichen Welt geht Paul Wernle in einem, der Neuen Züricher Zeitung entnommenen, „Zum Streit Jatho-Harnack" überschriebenen Artikel scharf mit mir ins Gericht. Mir sei das Evangelium „das, was jeder von uns nach seinem Belieben daraus machen will". Im vorliegenden Falle „von geschichtlicher Bildung gänzlich verlassen" hätte ich „auf die Elemente des geschichtlichen Verständnisses verzichtet". Ja noch mehr: es sei „der Mangel an Religion selbst", der aus meinem zweiten Brief an Harnack spreche. Und so werde ich unter der Rubrik „Monist und Hypermoderner" kurzer Hand als „Karikatur der Religionsgeschichte" abgetan.

Ich bin seit 22 Jahren Leser der Christlichen Welt, muß

aber gestehen, daß mir eine derartige Kampfesweise in ihren Spalten noch nicht begegnet ist.*) Ich will jedoch Wernles Ton und Art nicht aufnehmen noch fortsetzen, sondern nur die Frage stellen, ob solche Behandlung eines Gegners in der Sache begründet ist.

Meine These war die, daß ein Forscher, welcher die Gottheit Christi leugnet, nicht mehr von einer absoluten Bedeutung Jesu in irgend welchem Sinne sprechen darf. Mit dieser Leugnung ist die christliche Religion und ihr Stifter in den organischen Zusammenhang der gesamten Menschheitsgeschichte hineingestellt und unterscheidet sich von den übrigen Religionen nicht mehr prinzipiell, sondern nur noch dem Werte nach. Auch dieser Wert kann nur relativ festgestellt werden. Der einzelne Christ kann an die überragende Bedeutung seiner Religion glauben und davon überzeugt sein — wie ich es auch bin —, aber es gibt keine Möglichkeit, zu beweisen, daß solche Präponderanz auf einer ausschließenden Gottesoffenbarung beruhe, also objektiv wahr und schlechthin gültig sei. Nach Wernles eigener Darstellung („Die Anfänge unserer Religion", S. 69 ff.) ist die Sammlung der ältesten Christengemeinde auf natürlich-geschichtlichem Wege erfolgt. Jesu Tod ist ihm „die notwendige Folge der Auflehnung Jesu gegen die göttliche Autorität der Schriftgelehrten"; Jesu Auferstehung bestand in der „jubelnden Begeisterung", womit die Jünger den Mördern entgegenriefen: „er ist nicht tot, er lebt"; und daß eine Jüngergemeinde entstehen konnte, ist nach Wernle auf den Eindruck zurückzuführen, den Jesus bei seinen Lebzeiten auf diejenigen gemacht hatte, die ihm nahe standen. Ich unterschreibe das alles. Wo bleibt aber bei diesem Verlauf der Dinge Raum für ein übernatürliches Eingreifen Gottes, das uns zwänge, in Jesus etwas Anderes zu sehn als einen Lehrer und Propheten? Wenn ich daher Wernles eigenen Meinungen über Jesu Person und die Entstehung des Christentums zustimme, kann ich in seinen Augen doch unmöglich einem „schrankenlosen Subjektivismus" anheimgefallen sein und dadurch „die Eigenart des Evangeliums verwischt und verflüchtigt" haben. Das darf mir die Orthodoxie vorwerfen, welche unter dieser Eigenart etwas ganz Anderes versteht wie Wernle, nimmermehr aber der Verfasser der „Anfänge unserer Religion".

„Ist das Evangelium eine bestimmte geschichtliche Größe oder das, was jeder von uns nach seinem Belieben daraus machen will?" fragt Wernle. Ich antworte: Das Evangelium ist eine geschichtliche Größe, aber gerade darum entzieht es sich einer einheitlichen „Bestimmung", welche allgemeine Anerkennung fordern dürfte. Denn es liegt im Wesen aller geschichtlichen Erscheinungen, und zumal derjenigen, welche eine lange Entwicklung durchgemacht haben, daß sie den Männern, die ihnen forschend nahe treten, verschiedene Gesichter zeigen. Und wären sie selbst mit einem einzigen Blick sicher und zusammenfassend zu überschauen, so spielt dabei doch immer die bewußte oder unbewußte Voraussetzung eine Rolle, von welcher der Blick des Forschers beeinflußt, ja bedingt ist. Wernles Fragestellung nimmt daher die Sache zu leicht. So klar und einfach, wie er hier annimmt, liegt der Unterschied nicht: auf der einen Seite unfehlbares Urteil, auf der andern subjektive Willkür. Vielmehr sehen die feindlichen Brüder sich tatsächlich sehr ähnlich: Die geschichtlichen Feststellungen kommen ohne subjektiv gewonnene Hypothesen nicht zustande, und das sogenannte Belieben der Subjektivisten ist von unabweisbaren, auf Beobachtung ruhenden Erfahrungen gestützt. Ich gebe zu, daß ich in der Beurteilung des geschichtlichen Christentums vielleicht etwas eigenmächtiger gestimmt bin als mein in objektiver Forschungsmethode erprobter Gegner; aber bin ich deshalb „von aller geschichtlichen Bildung verlassen"?

*) Dazu muß ich mich nun wohl als Herausgeber notgedrungen äußern. Die Sprache, die Wernle in Nummer 37 gegen Jatho führt, ist keine andre, als die er in Nummer 28 gegen das Spruchkollegium geführt hat. Ich für mein Teil liebe dieses Temperament. Und für mich war es eine einfache Pflicht gegen Wernle wie gegen meine Leser, daß ich ihnen Wernles Urteil nach beiden Seiten hin vorführte. Zur Sache habe ich persönlich meinen Standpunkt gewahrt in einer Broschüre „Jatho und Harnack", die bei J. C. B. Mohr in Tübingen erscheint und soeben die Presse verläßt. R

Uebertrieben will ich es nennen, um keinen stärkeren Ausdruck zu gebrauchen, wenn Wernle mir imputiert, nach meiner Auffassung bestände „die ganze Religionsgeschichte aus Myriaden Atomen von Gottsuchern". Nicht aus Atomen, sondern aus Persönlichkeiten, aus selbständigen und eigenartigen Persönlichkeiten und ihrem Wirken auf einander und auf die Mit- und Nachwelt entwickelt sich die Religionsgeschichte. Die haben es „nach der Stärke ihres Gefühls, ihrer Ahnung, ihrer Begeisterung mehr oder weniger weit gebracht" — wie Wernle spottend bemerkt, als ob es nicht tatsächlich sich so verhielte. Nur Eins hat er dabei vergessen: die Stärke der Gotteserkenntnis und Gottinnigkeit. Denn gerade in Kraft dieser wichtigsten religiösen Funktionen haben Menschen das Recht, zu sagen, daß sie Gott gefunden haben und besitzen. Und dennoch ist dieser Besitz — wie Wernle ausdrücklich zugibt — „nicht fertig und abgeschlossen", sondern „treibt aus seiner Unerschöpflichkeit heraus vorwärts und stellt immer neue Aufgaben". Wenn dem aber so ist, sind dann nicht die Leute, die Wernle „Besitzer" nennt, doch wieder Gottsucher? Und warum zürnt er mir, wenn ich auch Jesus zu ihnen rechne, da er doch auch ein Mensch gewesen ist, und zwar einer von hervorragender Unerschöpflichkeit der Gotteserkenntnis und Gottinnigkeit? Mußte nicht gerade er vor vielen anderen aus dieser Unerschöpflichkeit heraus vorwärts getrieben werden und sich immer neue Aufgaben stellen, also ein Suchender bleiben?

Wernle stößt sich daran, daß ich Jesus als Gottsucher mit uns auf eine Linie stelle. Wenn er mir nur sagen könnte, wo die Linie läuft, auf welche er ihn stellt. Will er etwa behaupten, daß in Jesus doch prinzipiell und wesentlich andere Bedingungen der geistigen und religiösen Entwicklung wirksam gewesen seien als in uns? Das nehme ich von Wernle nicht an. Er hätte sonst seine „Anfänge unserer Religion" nicht schreiben können. So muß er mit Jesus denn auch wieder auf die Linie zurück, auf der wir uns entwickeln, und der Unterschied besteht nur darin, daß Jesus weiter kam als Millionen Andere. Das habe auch ich nie geleugnet. Aber ist er nun noch imstande, uns über Gott „etwas Maßgebendes" zu sagen? Was je von Wert und Bedeutung über Gott gesagt worden ist, trägt sein Maß in sich selbst, d. h. in der Persönlichkeit, welche es sagte. Nur für diese ist es maßgebend, für keine andere. Oder wollten wir das Innerlichste, was es gibt, die persönliche Gemeinschaft mit Gott, uns von einem Dritten zumessen lassen, und wäre es auch durch das lebendigste Beispiel und begeisterndste Wort? Sind das die stärksten Jesusjünger, die nur mit seinen Gottesvorstellungen im religiösen Leben weiter kommen können und auf eigene verzichten? Wir sollten Jesu Glauben nachfolgen; nicht indem wir an seine Glaubenswirkungen und Glaubenskundgebungen uns anzulehnen und ihn darin nachzuahmen versuchen, sondern indem wir gleich ihm von vorn anfangen und dann durch äußere und innere Erfahrung wachsen an Kraft, Weisheit und Gottinnigkeit, so wie eben jeder Einzelne nach seiner Art wachsen kann und muß. Fühle ich auf diesem Werdegang eine innere Verwandtschaft mit Jesus, merke ich, daß er mir nicht nur vorangeht auf dieser selbsterwählten und selbstgewonnenen Bahn, sondern noch weiter kam als ich komme, noch sicherer auftritt als ich schreite, noch frischer gewinnt als ich zu siegen vermag, so nenne ich ihn gern meinen Herrn und Meister, aber nicht, weil ers durch irgendwelche mir nicht zu Gebote stehenden Kräfte geworden wäre, sondern weil er, gleich mir ein Menschenkind, es dennoch so weit gebracht hat, daß er mich zur Verehrung seiner Menschengröße zwingt.

Es bleibt also doch bei der Alternative: Jesus entweder Gott oder Mensch. Was den Menschen vom Menschen unterscheidet, ist eine leichter oder schwerer überschreitbare Rinne gegenüber der unübersteiglichen Kluft, die den Menschen von Gott, den Endlichen vom Unendlichen, die Einzelkreatur vom Allerhalter trennt. Und wenn Wernle meint, daß ich für diese einfache, sich von selbst gebende Antithese bei den Theologen der deutschen Universitäten so gut wie keine Zustimmung fände, so kann ich natürlich eine solche Behauptung so wenig nachprüfen, wie Wernle sie beweisen kann. Sollte sie aber richtig sein, so würde ich mich zu trösten wissen; denn man braucht nicht Theo-

loge zu sein, um die Selbstverständlichkeit meiner Antithese zu erkennen.

Daß Wernle mir „Mangel an Religion", an „Ehrfurcht vor dem, was über uns ist", vorwirft, tut mir nur seinetwegen leid. Ich hätte ihm ein solches Gericht über seines Nächsten Glauben und Gewissen nicht zugetraut. Mich trifft es nicht. Wenn er meinen „Fröhlichen Glauben" zum Zeugen für sein Urteil aufruft, so bleibt dies so lange bedeutungslos, als er nicht Zitate bringt, die ihm Recht geben. Daß ich anders zu Jesus stehe als Luther, anders auch als manche biblische Schriftsteller, beweist noch nicht, daß ich sein Jünger nicht bin. Ich lasse alle diese absprechenden Urteile, wie ich sie in den letzten Monaten zu hunderten gelesen habe, ruhig über mich ergehen. Ein einziger dankbarer Blick in meine Kölner Gemeinde und meine zwanzigjährige Wirksamkeit in ihrer Mitte zeigt mir, daß sie falsch sind. Wenn Wernle sagt, daß in der Geschichte des Christentums die größten Zeiten immer diejenigen gewesen seien, wo es wieder Menschen bewußt wurde, was sie an Jesus hatten, so finde ich diese Wahrheit durch meine Kölner Erfahrungen vortrefflich bestätigt. So er aber meint, daß eine Kirche nicht leben könne, wenn Weitherzigkeit ihr einziger Besitz ist, so möge er sich erzählen lassen, daß wir hier in Köln gerade durch unsere Weitherzigkeit überaus lebendige, ein blühendes Gemeindeleben schaffende Kirchen- und Christenleute gewesen sind und jetzt vielleicht in noch höherem Maße sind, obwohl die Kölner Gemeinde so einen „von diesen paar Monisten und Hypermodernen" zum Prediger hat.

Zum Schluß möge mir Wernle verzeihen, wenn ich, entgegen seiner Verheißung, „Harnacks unlogischen Dualismus von der prinzipiellen Bestimmtheit und praktisch zu übenden Weitherzigkeit der Kirche" für die schlechteste Parole halte, unter der man die „verworrene Lage der Gegenwart" behandeln kann. Abgesehen davon, daß ein „unlogischer Dualismus" schon im allgemeinen eine übele Perspektive für die Pflege einer Gemeinschaft eröffnet, ists in diesem besonderen Falle klar, daß die „prinzipielle Bestimmtheit" im Harnack-Wernleschen Sinn die „praktisch zu übende Weitherzigkeit" einfach unmöglich macht. Ich weiß ein besseres Rezept: Die Behörden mögen ihre Finger von der Lehre und die Pfarrer nach ihrem Gewissen und ihrer Einsicht predigen lassen. Dann haben wir Frieden im Land.

Carl Jatho

Der Kampf um das Recht der Frauen in der Kirche in Elsaß-Lothringen

In dem Entwurf einer Kirchenordnung für die Kirche Augsburgischer Konfession in Elsaß-Lothringen ist die Gleichberechtigung der Frauen bezüglich des aktiven Wahlrechts vollständig und die Wählbarkeit der Frauen für die Gemeindevertretung mit der Beschränkung ausgesprochen worden, daß die Zahl der Frauen im Kirchenrat nicht mehr als ein Dritteil der Gesamtzahl betragen soll. Das Ministerium für Elsaß-Lothringen hat sich in seiner Antwort auf die Vorlage des Oberkonsistoriums gegen die Aufnahme von Frauen in den Kirchenrat erklärt. Als Grund wird die Befürchtung angegeben, daß eine solche Bestimmung in der Kirchenordnung als eine Konzession an die Bestrebungen der politischen Frauenrechtlerinnen zur Förderung dieser Bewegung beitragen könne. In den Verhandlungen des Oberkonsistoriums und auch in der Presse ist dieser Einwand, den man erwarten mußte, im voraus widerlegt worden. Es ist ja leicht nachzuweisen, daß die aus dem Wesen des Staats abgeleiteten Gründe gegen die Beteiligung von Frauen an der Ausübung staatlicher Herrschaft auf die Kirche nicht anwendbar sind und daß keine Regierung in den Verdacht kommen kann, die Suffragettes zu begünstigen, wenn sie der Kirche gestattet, das alte Unrecht der Rechtlosigkeit der Frauen bei einer neuen Verfassungsarbeit zu beseitigen. Die Denkschrift der Regierung findet in der Tätigkeit der Organe kirchlicher Selbstverwaltung die Ausübung einer „Zwangs- und Befehlsgewalt", mithin in der Zulassung der Frauen zu diesen Körperschaften eine Anerkennung der Befähigung der Frauen zur Ausübung einer solchen. Daher scheint ihr nach dem Grundsatze „principiis obsta" das Veto gegen den Beschluß des Oberkonsistoriums geboten. Indessen, auch wenn man diesen Standpunkt einnimmt, daß Frauen schlechterdings nichts befehlen dürfen, so kann das immer nur ihre Ausschließung von dem Konsistorium und Oberkonsistorium begründen, welche allerdings Beschlüsse fassen können, denen die Gemeinden sich unterwerfen müssen. Niemals aber kann dadurch die Ausschließung der Frauen von der Gemeindevertretung begründet werden. Denn diese übt durchaus keine „Zwangs- und Befehlsgewalt" aus. Sie besorgt nur als ein Ausschuß der Gemeinde die gemeinschaftlichen Angelegenheiten des Kultus, wirkt bei der Wahl der Pfarrer mit, bestimmt Ordnung und Zeiten des Gottesdienstes und dergleichen. Von Zwingen und Befehlen ist bei dem allem nicht die Rede. Die Ausschließung der Frauen ist daher nur dann begreiflich, wenn man entschlossen ist, an dem alten Mißbrauch eines Bibelworts festzuhalten und dem weiblichen Geschlechte für alle Zeiten schweigende Passivität in der Kirche aufzuerlegen.

Daher ist die Frage der Wählbarkeit zur Gemeindevertretung von der des aktiven Wahlrechts nicht wohl zu trennen. Die Denkschrift der Regierung spricht denn auch die entschiedenste Neigung zur Versagung auch des aktiven Wahlrechts aus. Nur waltet hier eine gewisse Scheu ob, aus dem Gesichtspunkte der Staatsraison das entscheidende Wort zu sprechen. Man möchte lieber, daß der Widerspruch gegen die Reform aus der Kirche selbst käme. Deshalb wurde das Oberkonsistorium veranlaßt, über diese Frage die Inspektionsversammlungen zu hören. In diese senden alle Gemeinden ihre Pfarrer und die gleiche Anzahl von Laien. Diese Zusammensetzung gibt natürlich den bäuerlichen Gemeinden, in denen der Abscheu vor dem Neuen die alles beherrschende Empfindung ist, ein überwältigendes Uebergewicht.

Die Inspektionsversammlungen haben sich denn auch mit großer Mehrheit gegen das Frauenrecht ausgesprochen. Es ist nunmehr für die Gegner leicht, sich auf ihre Uebereinstimmung mit der Mehrheit der Kirche zu berufen, und den lauen Freunden ist dadurch die Möglichkeit eines bequemen Rückzugs geboten.

Indessen ist das Ergebnis der Abstimmung in den Inspektionsversammlungen, wenn man es näher prüft, durchaus nicht dazu angetan, entscheidende Gründe gegen die Reform zu bieten. Das Gesamtergebnis in denjenigen Inspektionen, an denen die Stadt Straßburg beteiligt ist, und in Colmar war dem Frauenrecht günstig. Daß in den Städten eine große Anzahl gebildeter Frauen dieses Recht in Anspruch nimmt, bewiesen die stark besuchten öffentlichen Versammlungen im April, in welchen die Forderung der Gleichberechtigung der Frauen in einstimmig angenommenen Resolutionen mit Entschiedenheit ausgesprochen wurde. Daß die große Masse des Landvolks anders denkt, ist selbstverständlich, und die Frage ist eben die, ob die sozialen Anschauungen, die auf dem Lande natürlich sind, den Anspruch erheben dürfen, daß die Städte genötigt werden, sich ihnen zu unterwerfen. Jeder billig Denkende wird diese Frage verneinen. Die von dem Oberkonsistorium beschlossene Kirchenordnung gibt den Gemeinden die Freiheit, sich ihrer besonderen Natur gemäß zu organisieren. Niemand kommt auf die Wählerliste ohne seinen eigenen Antrag und, wer nicht auf der Wählerliste steht, ist auch nicht wählbar. Daher ist in bäuerlichen Gemeinden, wo die herrschende Sitte sich gegen die Zulassung der Frauen sträubt, die Alleinherrschaft der Männer gesichert. Sollten vereinzelte Bauernfrauen von dem Rechte auf Eintragung in die Wählerliste Gebrauch machen, so würde dies eine leere und wirkungslose Demonstration bleiben. Es kann sich gewiß keine Gemeinde darüber beschweren, daß ihr ein Fortschritt aufgenötigt werde, den sie nicht will.

Die Protestanten Straßburgs und Colmars aber fordern mit Recht, daß sie in ihrer Gemeindeorganisation eine Reform verwirklichen dürfen, zu der sie ihr Gewissen und das Interesse des städtischen Gemeindelebens treibt. In Metz und Mülhausen herrscht dieselbe Ueberzeugung. Auch hat die in diesen Städten vorherrschende reformierte Kirche in ihrer letzten Synode die volle Gleichberechtigung der Frauen gefordert. Die sachlichen Gründe, welche die Freunde des Frauenrechts bestimmen, an ihrer Forderung festzuhalten, sind in der Hauptsache die folgenden:

1. Vor allem scheint uns der Geist des Evangeliums selbst die Ausschließung der Frauen von der Sorge für die Angelegenheiten der christlichen Gemeinde zu verbieten.

Wenn es sich in der Verkündigung Jesu wirklich um „Gott und die Seele“ handelt, so muß dieser absolute Charakter unserer Religion sich auch in den Einrichtungen der Kirche aussprechen, welche der Ausdruck einer transszendenten Idee im menschlichen Gemeinschaftsleben sein soll. Ihre Einrichtungen dürfen nicht die Gliederungen der bürgerlichen Gesellschaft widerspiegeln, sondern müssen den Geist reiner Humanität atmen, in welchem alle Differenzierungen des Weltlebens überwunden sind.

2. Die Frage hängt ferner auf das innigste zusammen mit den Prinzipien protestantischer Kirchenbildung, welche eine neue Kirchenordnung zu verwirklichen streben muß.

Wenn man die Landeskirche als eine Staatsanstalt betrachtet, so ist es begreiflich, daß ihre Verfassung nach möglichster Anlehnung an die staatlichen Ordnungen strebt. Die ganze Entwickelung geht aber dahin, die Kirche in der Gemeinde selbständig zu organisieren und die Funktionen des Landeskirchentums, das sogenannte Kirchenregiment, von dem in der protestantischen Kirche so wenig wie irgend möglich sein muß, mehr und mehr auf das zu beschränken, was zur Erhaltung einer gemeinsamen Organisation unbedingt erforderlich ist. Nicht Trennung von Staat und Kirche, aber fortschreitende Sonderung ihrer Funktionen ist die zweifellose Aufgabe, und diese kann nur dadurch erfüllt werden, daß die Kirche ihr eigenes, selbständiges Leben in Sammlung der Gläubigen und religiöser Propaganda innerhalb der Gemeinde vollzieht. Wer ein zielbewußtes und unabhängiges Kirchentum will, muß es in der Gemeinde gründen. Das ist nur möglich, wenn das die Gemeinde konstituierende, die kirchliche Arbeit in ihr verrichtende Organ geistig lebendig ist, wenn es als Gemeinschaft in der Gemeinde den idealen Beruf der Kirche erfüllt. Wer dies zugibt, kann gar nicht auf den Gedanken kommen, daß es erlaubt sei, einem alten Vorurteile zu Liebe einen großen Teil lebendiger, religiöser Kraft von der Arbeit in der Gemeinde auszuschließen. Der Kultus von Traditionen, die nichts als ihr Alter für sich haben, ist mit religiösem Ernst und Eifer unvereinbar. Darum scheiden sich in der Frauenfrage die Geister des sechszehnten und zwanzigsten Jahrhunderts. Ein freiwilliger Rückzug des Oberkonsistoriums wäre eine Preisgabe der Ideen, die der Kirchenordnung zu Grunde liegen.

3. Hierzu kommt ein Grund praktischer Kirchenpolitik. Die Aufhebung des Unrechts gegen die Frauen ist in den städtischen Gemeinden die Voraussetzung einer erfolgreichen Konkurrenz mit dem Freikirchentum.

Wir haben in Straßburg für diese Behauptung eine sehr ernste praktische Erfahrung als Beleg.

Vor einigen Jahren hat sich eine pietistische Gemeinschaft von alteingesessenen, wohlhabenden und einflußreichen Familien, die bis dahin der Landeskirche angehörte, von dieser gelöst und eine Freikirche gebildet. Bei den Verhandlungen, die damals geführt wurden und diese Sezession nicht hindern konnten, stellte sich heraus, daß die Rechtlosigkeit der Frauen in der Landeskirche ein Hauptgrund der Trennung war. Die in jener Gemeinschaft einen starken Einfluß ausübenden Frauen wollten diesen Einfluß rechtlich fixiert haben und hatten keine Neigung, sich bezüglich der Wahl der Pfarrer und der Gestaltung des Gottesdienstes der unbedingten Herrschaft der religiös weniger interessierten Männer zu unterwerfen. Hätte die Landeskirche ihr berechtigtes Verlangen befriedigen können, so wäre die Separation vermutlich verhindert worden.

Es kann nicht ausbleiben, wenn der Fortschritt, den wir jetzt bezwecken, gewaltsam verhindert wird, daß die Straßburger freie Kirche eine sich steigernde Anziehung ausübt auf die Kreise der gebildeten Frauen Straßburgs, welche die Landeskirche zurückweist, und daß diese ihre Familien nach sich ziehen. Wenn man für die Erhaltung der Landeskirche eintritt, ist es bedenklich für eine solche Entwickelung die Verantwortung zu übernehmen.

4. Hierzu kommt endlich eine allgemeine politische Erwägung.

Die Frauenbewegung ist eine internationale Erscheinung und die Gefahr ihrer radikalen Richtung für eine im edelsten Sinne des Worts konservative Politik ist unverkennbar. Wenn bei den Frauen und Müttern keine Pietät mehr zu lernen ist, woher soll sie der Jugend kommen? Nun haben wir in Deutschland eine sehr starke und einflußreiche Richtung innerhalb der Frauenbewegung, welche nicht nur politisch konservativ ist, sondern auch mit Liebe an der Landeskirche hält. Diese evangelisch-kirchliche Richtung fordert in Gefühl ihres guten Rechts von der Landeskirche die Anerkennung der kirchlichen Gleichberechtigung der Frau. Ist es weise, grade sie ohne irgendwelche stichhaltigen Gründe aus bloßem trägen Haften am Hergebrachten zurückzuweisen und der Landeskirche zu entfremden? Jedenfalls kann die Kirche dem radikalen Feminismus, der sich längst von ihr losgesagt hat und ganz andre Pläne verfolgt, keinen größeren Dienst leisten. Diese Erwägung sollten auch die Staatsmänner nicht abweisen, welche nicht aus kirchlich-religiösen, sondern aus politischen Gründen zu der Frage Stellung nehmen.

Für die Vertretung der Kirche bedarf es keiner Gründe politischer Klugheit, wenn sie sich für die Anerkennung des Rechts der Frauen entscheidet. Es ist zu hoffen, daß auch das Oberkonsistorium, wenn es zu den Einwendungen der Regierung gegen die Kirchenordnung Stellung nimmt, in dieser wichtigen, prinzipiellen Frage keine freiwilligen Konzessionen machen wird.

Friedrich Curtius

Das Bekenntnislied

In Nr. 13 der Christlichen Welt habe ich von dem „erfreulichen Vorschlage“ der Hannöverschen Pastoralkorrespondenz berichtet, das Schöberleinsche kurze Bekenntnislied in gottesdienstlichen Gebrauch zu nehmen. In Nr. 14 wurde aufgefordert, sangliche und zugleich kirchlichen Charakter tragende Kompositionen desselben einzusenden, von denen dann die brauchbarste ausgewählt und als Musikbeilage der Monatschrift für Gottesdienst und kirchliche Kunst veröffentlicht und so zugleich zugänglich und käuflich gemacht werden sollte. Eine ganze Anzahl von Notensätzen ist eingegangen und ist von einer Kommission geprüft, zu der Professor Smend-Straßburg, ferner der Verfasser des Vorschlages in der Pastoralkorrespondenz, Pastor Oberdieck-Meensen, und der Unterzeichnete gehörten. Mehrere Liturgiker und Kenner kirchlicher Musik wurden noch zu Rate gezogen, so z. B. der in Hannover wohlbekannte Liturgiker Pastor Drömann. Als die bei weitem beste Komposition wurde einstimmig die des Musikprofessors Mendelssohn-Darmstadt anerkannt. Diese ist soeben in der Pastoralkorrespondenz gedruckt worden und erscheint gleichzeitig in der genannten Monatschrift als musikalische Sonderbeilage ihres Oktoberheftes. Der Verlag Vandenhoeck und Ruprecht stellt freundlicher Weise auch uns und noch einigen andern Blättern die Notenplatte zum Abdrucke zur Verfügung. Drömann schreibt an Oberdieck: „Mendelssohn hat eine ebensosehr kirchlich würdige wie neuzeitliche Vertonung geschaffen, welche in gleicher Weise Monotonie wie Seichtheit vermeidet. Jede Gemeinde wird Freude an dieser Weise gewinnen, wenn sie ihr in rechter Art zum Singen nahe gebracht wird.“ Ein Andrer findet sie „einfach, kräftig, klangvoll“, ein Dritter „klar und wirklich herrlich“. Smend nennt die Komposition ein „alles andere Angebotene turmhoch überragendes Werk“. Mir selber scheinen ihre Vorzüge besonders in Folgendem zu liegen.

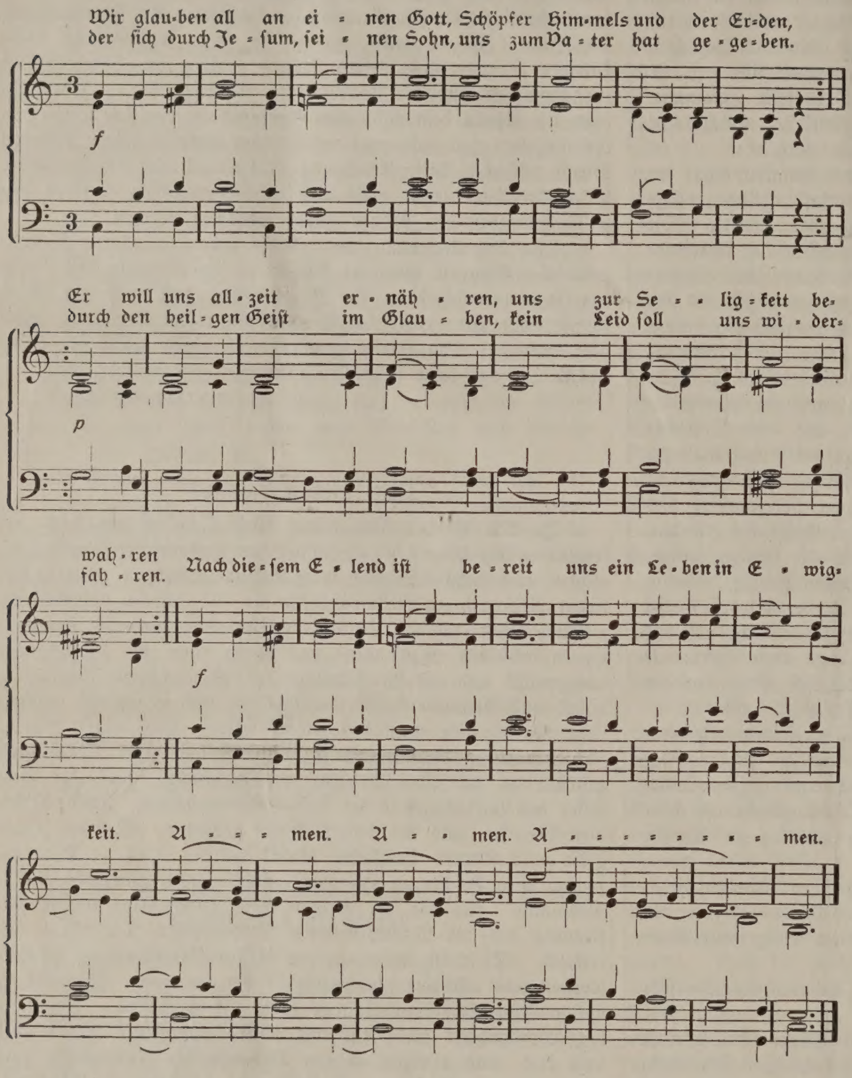
Für Gemeinden mit lutherischem Typus eignet sie sich besonders dadurch, daß sie sich ohne Schwierigkeit in die hier gebräuchliche Form des antiphonischen Gesanges einfügt: Der Geistliche intoniert, wie z. B. in Thüringen mit „Wir glauben all an einen Gott“ (worauf die Gemeinde mit „Schöpfer Himmels und der Erden“ usw. antwortet). Der klare strenge und ruhige Satz der ersten Zeile ist dazu ganz trefflich passend. Die Melodie ist ferner weder süß noch einschmeichelnd und muß einige Male gehört sein, ehe sie angeeignet wird. Dann aber haftet sie sehr fest, ermüdet nicht bei häufigerer Wiederholung und verliert nicht, sondern gewinnt an Reiz. Sie ist ernsthaft und streng ohne Herbheit, klangvoll ohne Weichheit und von aus-

Abschreiben sowie Ausschreiben von Stimmen ist gesetzlich verboten.

Wir glauben all an einen Gott.

Für Gemeinde und Orgel.

Nach Martin Luther. Arnold Mendelssohn.



Wo, wie in Thüringen, der Geistliche intoniert, singt **Geistlicher:** Wir glauben all an einen Gott. **Gemeinde:** Schöpfer Himmels und der Erden . . . . . bis zum Schluß.

Obige Melodie nebst einem Satz für Chor ist im Verlag von Vandenhoeck und Ruprecht, Göttingen, als Musikbeigabe Nr. 122 zu Monatschrift für Gottesdienst und kirchliche Kunst XVI, 10 erschienen. Einzelpreis 12 Pf.; Partiepreis von 15 Expl. an je 8 Pf. Außerdem hat der Verlag Melodie und Text des Glaubensliedes zum Einlegen ins Gesangbuch fertiggestellt: 10 Expl. 20 Pf., von 50 Expl. an je 1 Pf.

geprägtem Sondercharakter ohne Manier. Ein Mal aufgefaßt ist sie unvergeßlich. Den drei Textgruppen entspricht richtig und schön die fein unterschiedene Charakterisierung des Eingangs-, Mittel- und Schlußsatzes. Jeder von ihnen hat eine eigene Prägung, alle drei aber einheitlichen Stil. Der Eingang ist feierlich, streng, objektiv, bekennermäßig; der Mittelsatz ist von kontemplativer Ruhe und mit gehaltenen Bewegungen; im Schlußsatz gibt sich der Ausdruck der Hoffnung des ewigen Heiles schön und mit Recht in subjektiverer, melodiöser und lebhaft aufwärtsdrängender Bewegung kund. Wundervoll ist das breit ausladende, voll nachhallende Amen. Das Ganze würde, einmal angeeignet, gewiß für die Gemeinde einen Besitz abgeben, der ihr mit jedem Male eindrücklicher und lieber würde. — Auf der Rückseite der Musikbeilage ist noch eine besondere Ueberarbeitung der Komposition für vierstimmigen Chor beigefügt, die wir hier nicht mitabdrucken. Das Lied vom Chore singen zu lassen,

wird ja zwar immer nur ein Ersatz für den Gemeindegesang sein. Aber wo dieser sich aus irgend welchen Gründen nicht bewerkstelligen läßt — und etwa außerdem für Festgottesdienste und andere Ausnahmefälle — scheint der Chorsatz sehr geeignet und jedenfalls musikalisch sehr gelungen. Wo dies Bekenntnislied schon jetzt liturgisch zu Recht besteht (wie in Sachsen, in Thüringen, im Elsaß und teilweis in Hessen, z. B. in Gießen) oder wo sonst in liturgischen Dingen hinreichende Freiheit der Einzelgemeinde besteht (wie z. B. in Bremen) sollte man einmal diese Melodie kirchlich erproben. Verfasser wäre sehr dankbar, wenn man ihm mitteilen wollte, ob und wie solche Versuche gemacht werden. Einige, zum Teil begeisterte, Erklärungen darüber von solchen, denen das Lied zur Begutachtung mit vorgelegen hat, sind ihm schon zugegangen. Auf Vorschlag und Anraten eines von diesen hat der Verlag die neue Melodie noch in einem kleinen Sonderdrucke (mit Text aber ohne die Unterstimmen) gedruckt, der sich als Gesangbucheinlage eignet. Wie das Lied sich in den Rahmen der Gottesdienstordnung am besten einfügen würde, werden die Praktiker auszumachen haben. Einen Vorschlag dazu, der von der Pastoralkorrespondenz gemacht wird, möchte ich hier weitergeben: man lasse es sonntäglich von den Konfirmanden singen und, wo deren Zahl ausreichend ist, mehrstimmig.

Uebrigens gibt es im Königreich Sachsen und in Thüringen bereits schon lange gebrauchte Melodien des (dreistrophigen) Bekenntnisliedes, die an die Stelle der alten dorischen getreten sind. Und mehr als an irgend einer neuen noch so schönen Melodie liegt in unserer Zeit an der Möglichkeit, den Text selber als einen Ersatz oder eine Parallele des Romanums (sog. Apostolicums) verwenden zu können. Der Druck des letztern wird weithin bis in die Kreise der Rechten gefühlt. Der entgegenkommende Erlaß des Preußischen Oberkirchenrates, die Verhandlungen auf der Berliner Synode zwischen von Soden und Lahusen, der Umstand, daß konservative Blätter wie die Pastoralkorrespondenz Aufsätze wie den wiederholt genannten aufnehmen und manche andere Anzeichen zeigen, daß auch auf der Rechten Bereitwilligkeit vorhanden ist, dem Uebelstande abzuhelfen. Dieser Sachlage gegenüber ist von den Allzusubjektiven und Individualisten der linken Seite mit Recht zu erwarten, daß sie ihre Willkürlichkeiten in Fragen des Gemeindebekenntnisses aufgeben, die schließlich überhaupt jede gemeinschaftliche Bekenntnisgrundlage in Frage stellen müssen. Der beste Weg zur Abhülfe und zu einem Frieden auf diesem Gebiete wäre die Zulassung dieser würdigen, von Spitta schon vor zwanzig Jahren so herzlich und dringlich empfohlenen, von angesehenen praktischen Theologen aufgenommenen Form dieses Schöberleinschen Bekenntnisliedes in die Gesangbücher oder in die Gemeindeagenden. Sie würde einen Mittelweg eröffnen, auf dem man sich weithin von rechts und links zusammenfinden könnte. Das Lied ist kein Willkürprodukt einer „Richtung“ von heute, sein Gebrauch ist keine einfache „Neuerung“, sondern bildet nur fort,

was in fast allen Agenden schon jetzt zugelassen ist: nämlich ein Bekenntnislied an die Stelle des Romanums zu setzen. Es entstammt der Luthertradition. Es ist bereits in mehreren deutschen Landeskirchen in anerkanntem Gebrauche. Es ist keine verwaschene Allerweltsformel — auch der dogmatisch Konservative kann sie ohne weiteres mit der ihm gewohnten katechetischen Tradition unterbauen und erfüllen — und doch ist sie so, daß Jeder, der ernstlich an kirchlicher Gemeinschaft noch festhält und von ihrem Geiste in sich hat, von ihr nicht gepreßt werden kann. Möchten sich Alle, die hinsichtlich unserer so gefährdeten kirchlichen Lage eines guten Willens sind, von rechts und links her vereinigen, um diesen Weg gangbar und wirklich zu machen! Vielleicht fänden sie sich, wenn von geeigneter Seite die Anregung gegeben würde, zusammen, um in den maßgebenden kirchlichen Körperschaften den Gegenstand zur Beratung und dann hoffentlich auch zur Durchführung zu bringen. Die Zeit ist dazu gerade jetzt günstig, da man sich an den verschiedensten Stellen mit Plänen zur Neugestaltung der Gesangbücher trägt.

Rudolf Otto

Caspar Schwenckfeld

5

Wir beobachten zunächst, wie die Gedanken Schwenckfelds sich allmählich herausbilden. In seiner Erstlingsschrift (1523) fühlt er sich noch als Lutheraner, aber die Einwendungen, die er gegen die populäre lutherische Predigtweise erhebt, berühren gerade die Punkte, an welchen der Widerspruch der Täufer und Spiritualisten gegen Luther damals und später einsetzt. Das entscheidende Jahr für Schwenckfelds innere Entwickelung ist das Jahr 1525. Die neue Wendung tritt ein im Abendmahlsstreit. Wir können an der Hand der Aufzeichnungen Schwenckfelds und Crautwalds (im Anfang des 2. Teils von Epistolar II) die Genesis der eigentümlichen Gedanken Schwenckfelds genau verfolgen.

Luther verwirft die katholische Lehre von der naturhaft wirkenden Sakramentsgnade. Nach ihm ist es Gottes Wort, das im Sakrament die Gnade mit sich bringt. Hier setzen Schwenckfelds Bedenken ein. Gottes Wort soll im Sakrament wirken? Ist nicht Gottes Wort Geist und Leben, auch das fleischgewordene Wort, das uns im Abendmahl als Fleisch und Blut Christi gegeben wird? Ist das Wort im äußeren Sakrament, so hat auch Judas es empfangen. Dann hätte es ihm aber Segen bringen müssen, denn Gottes Wort ist wirksam und kräftig. Joh. 6, 2. Kor. 6 und Hebr. 11 lösen ihm seine Zweifel. Nur die Gläubigen erhalten Fleisch und Blut Christi. Christus hat keine Gemeinschaft mit Belial. Der Glaube richtet sich nicht auf etwas Sichtbares, wie nach lutherischer Lehre im Sakrament, sondern auf Unsichtbares. Also kann es nicht auf das leibliche Essen ankommen, nur auf den Glauben. Ohne Glauben ists unmöglich Gott zu gefallen. Das sakramentliche Brot kann nicht der wahre Leib und der Kelch nicht das wahre Blut sein. Christus ist nicht das gebackene Brot noch in, mit, unter dem Brot, sondern er selbst ist das Brot, aber das himmlische, und in Wahrheit das wahre tägliche Brot und der wahre Trank der hungrigen und dürstenden Seelen.

Nur die Einsetzungsworte kann Schwenckfeld nicht mit seinem neu gewonnenen Verständnis des Abendmahls vereinigen. Zudem kann er sie damals noch nicht im Urtext lesen. Er wendet sich darum an seinen Freund, den Domlektor Valentin Crautwald in Liegnitz, der ihm zuerst heftig widerspricht, aber in einer „Offenbarung“ für seine Auffassung gewonnen wird. Der Bericht über diese Offenbarung ist psychologisch sehr interessant. Tag und Nacht ohne Unterlaß hat sich Crautwald mit dem Handel des Sakraments bekümmert, so auch besonders am 16. September 1525. Bis tief in die Nacht hinein hat er Luthers und Zwinglis Ansicht erwogen. Da kommt ihm der Gedanke: Wie? Wenn bisher weder Luther noch Zwingli recht vom Sakrament gehalten? Wenn die Worte Christi einen andern eigentlichen, wahrhaftigen und lauteren Verstand hätten, ihnen und dir unbekannt? Nach längerem Gebet nimmt er Cyprians Episteln (in denen der Herr seinen Leib ein Brot nennt) zur Hand, kann aber nichts erlangen. Er will nun bis auf spätere Zeit das Nachdenken über diesen Gegenstand verschieben, kann sich aber beim Schlafengehen doch nicht seiner Gedanken erwehren. „Zu morgens, als ich vor Tag erwachte und sänftlich die Eucharistia in meinem Herzen wiederholte, da entstand in mir bald eine hochwirkliche und mächtige Kraft, die mich ganz entzückte, mit großer Weisheit begabte und in Erkenntnis der Eucharistia führte. Denn sie durchging mir den ganzen Leib, fürnehmlich aber das Haupt, entdeckte mir alle Schrift von der Eucharistia, gleich als in einem Augenblick, und offenbarte mir den ganzen Handel des Nachtmahls, hat mit lieblicher Stimme viel mit mir geredet, das ich nicht alles gedenken mag, auch zu erzählen nicht von nöten zu sein achte. Nämlich hats mir offenbart die Ordnung der Worte im Nachtmahl, daß derselbigen Richtscheid sei die Rede Christi im Johanne (Kap. 6).“ Als ihm Zweifel kommen, ob er wirklich eine wahrhaftige Stimme gehört habe oder nicht etwa alles ein Traum oder Trug gewesen sei, spricht der Geist abermals: „Du weißt aus heiliger Schrift, daß man die Geister prüfen soll, so stehe nun auf, vergleiche die Schrift und durchsuche alles fleißig, so wirst du erfinden, daß wahrhaftig und beständig ist, was ich dir hab angezeigt.“ Da wird ihm denn aus der Schrift vollends klar, daß weder Luther noch Zwingli recht vom Abendmahl reden, daß die Worte des Nachtmahls erwogen und verglichen werden müssen mit den Worten Christi Joh. 6: Mein Fleisch wahrhaftig ist eine Speise; daß die Einsetzungsworte keinen anderen Sinn haben als: Das (nämlich eine Speise) ist mein Leib, das (nämlich ein Trank) ist mein Blut. Daneben studiert er auch die Väter. „Hab im Cypriano viel funden, das mich deſt kecker gemacht, im Tertulliano auch nicht wenig.“ Auch bei Hilarius und Chrysostomus findet er seine Meinung wieder.

Die Crautwaldsche Erklärung der Einsetzungsworte wird von Schwenckfeld sogleich übernommen. Sonntag nach Andreä 1525 hat er eine wichtige Unterredung mit Luther und Bugenhagen, die uns einen genauen Einblick in seine damaligen Anschauungen gewährt. Er argumentiert folgendermaßen: Der Glaube richtet sich nicht auf äußerliche Dinge, nicht auf den Buchstaben, auch nicht auf den Buchstaben der Einsetzungsworte. Joh. 6 zeigt, daß es allein auf ein geistliches Essen ankommt. Ist es unserm Glauben gemäß, daß Christus seinen natürlichen Leib oder Fleisch unterm Brote uns zur Speise allhie gelassen hat? Ihr sagt, das Wort tue es, dem glaubet ihr. Was ist aber Gottes Wort? Ists nicht Geist und Leben? Der Buchstabe ohne den Geist schafft keinen Nutzen, Gottes Wort aber muß allewege Nutzen schaffen. So gibt auch nicht das äußerliche Sakrament, sondern der Geist allein der Seele etwas. Die Stärke des Glaubens kommt nicht vom Sakrament. Das (lebendige) Wort ist nicht im Sakrament, sonst ergriffe Jeder im Sakrament das Wort Gottes. Die Sakramente sind auch nicht Siegel des Glaubens, sondern der heilige Geist ist Pfand und Siegel. Habe ich den Glauben, so habe ich Gottes Geist, der mich im Gewissen versichert; kein äußeres Zeichen kann das tun. Wir wollen Gottes Wort, das Geist und Leben ist, die Ehre tun und demselbigen glauben, nicht den äußeren Zeichen. Das Sakrament rechtfertigt nicht, es ist eine Frucht der Rechtfertigung. Zuvor muß Einer rechtfertig, auch mit dem Leib und Blut Christi gespeist sein, ehe er das äußere Abendmahl empfängt. Die Lutherischen gehen dagegen zum Abendmahl, um den blöden Glauben zu stärken und das Gewissen zu versichern. Schwenckfeld fürchtet, daß man bei der lutherischen Lehre wieder eine äußere Anbetung aus dem Abendmahl macht. „Ihr treibt die greulichste Abgötterei,“ indem ihr die Kreatur (Brot und Wein) für den Schöpfer haltet!

In den Grundzügen ist Schwenckfelds Anschauung schon im Jahre 1525 nachzuweisen. Der Ausgangspunkt seiner Zweifel waren die Fragen gewesen: Kann es die rechte Kirche sein, an deren Gliedern man soviel Gottlosigkeit spürt? Kann es die rechte Predigt vom rechtfertigenden Glauben sein, die so wenig Früchte des Geistes bringt? Können das äußere Wort, die äußeren Sakra-

mente Gnadenmittel sein, wenn doch so Viele, die das äußere Wort hören, das äußere Sakrament gebrauchen, keinen Segen davon haben? Im Jahre 1525 ist er zu dem Resultat gekommen: Die wahre Kirche ist nur da äußerlich versammelt, wo nach apostolischem Vorbild Bann und brüderliche Ermahnung geübt und die offenbaren Sünder ausgeschieden werden. Der wahre rechtfertigende Glaube wird an seinen Früchten erkannt. Der wahre Glaube richtet sich nicht auf äußerliche Dinge, auf den Buchstaben, auf das äußere Sakrament, sondern auf Unsichtbares. Das wahre Wort, das Geist und Leben ist und mit sich bringt, ist das innere Wort, das wahre Sakrament ist das innere Sakrament. Das äußere Wort, das äußere Sakrament sind keine Gnadenmittel.

Von großer Tragweite für Schwenckfelds inneren Werdegang ist der Umstand, daß Crautwald aus den Vätern der altkatholischen Kirche seine Abendmahlslehre geschöpft hat. Schwenckfeld sucht „das rechte Mittel zwischen der päpstischen und lutherischen Lehre“ und findet es bei den „heiligen Aposteln und Vätern der ersten christlichen Kirche“. Dies „rechte Mittel“ ist nichts Anderes als die physische Erlösungslehre der altkatholischen Kirche. Namentlich unter dem Einfluß des Hilarius bildet Schwenckfeld in den nächsten Jahren seine ganze Theologie um zu einer eigenartigen Repristination der Gedanken der hellenistischen Mystik. Die geistliche Erfahrung des Jahres 1527 bedeutet für Schwenckfeld nicht, wie Ecke meint, die Gewinnung neuer Erkenntnisse, sondern den endgiltigen Abschluß des mit dem Jahre 1525 einsetzenden Umbildungsprozesses.

Schluß folgt — Theodor Sippell

Im Herzen Chinas

Zweites Stück

Die Provinz, in welcher Hankou liegt, ist Hupeh; zu ihr gehört, als Schwesterprovinz gewissermaßen, das südlichere Hunan. Hupeh heißt „nördlich vom See“, Hunan „südlich vom See.“ Mit dem See ist in beiden Fällen der Tungting gemeint, an den beide Provinzen stoßen. Sie werden für die Verwaltung als die beiden Hu-Provinzen („Hu Kuang“) zusammengeschlossen und unterstehen Einem Generalgouverneur. Während aber die Provinz Hupeh, als vom Yangtze durchflossen, früh den Europäern zugänglich und bekannt wurde, ist Hunan geraume Zeit als fast völlig unzugänglich und im höchsten Grade fremdenfeindlich berüchtigt gewesen. Es ist noch nicht so lange her, daß Europäer, wenn sie in Hunan reisen mußten, sich sorgfältig in ihrem Hausboot hinter zugezogenen Vorhängen vor den Augen des gewöhnlichen Volkes verborgen hielten. Eine dauernde Ansiedlung von Ausländern in der Provinz war damals ausgeschlossen. Seit neun bis zehn Jahren hat sich das geändert. Nicht nur in der Hauptstadt Changsha, sondern auch in verschiedenen kleineren Orten haben sich Missionare, Kaufleute und andere Europäer niedergelassen und leben ziemlich unangefochten. Eine gewisse Besorgnis freilich, daß die Volksleidenschaft hier plötzlich einmal auflodern und den Fremden verhängnisvoll werden könnte, fehlt nicht ganz. Der Hunanese hat einen eigenen Charakter. Er ist energischer, reizbarer, selbstbewußter als der gewöhnliche Chinese, geneigt seinen Willen geltend zu machen selbst gegen seine eigene Regierung. Die Unruhen, welche im vergangenen Jahre in Changsha ausbrachen und die Fremden zu schleuniger Flucht veranlaßten, waren im Grunde gegen den damaligen Gouverneur gerichtet, den die Bevölkerung nicht liebte. Durch Angriffe auf das Eigentum und die Wohnungen der Fremden (das Leben der Ausländer war von vornherein als unantastbar bezeichnet) wollte man dem obersten Beamten Schwierigkeiten bereiten, da, wie man ganz richtig kalkulierte, in Peking solche Vorkommnisse als ein Zeichen der Unfähigkeit jenes Mannes, in seinem Gebiete Ordnung zu halten, ausgelegt werden würden. — —

Wir fuhren von Hankou am Spätnachmittage mit dem Dampfer Kian nach Changsha ab. Er gehörte einer englischen Gesellschaft, die zweimal in der Woche diese Verbindung vermittelt; daneben fahren noch japanische und chinesische Dampfer, also ein recht lebhafter Verkehr, der natürlich weit mehr auf Güter als auf Passagiere berechnet ist. Etwa drei Monate des Jahres, von Dezember bis März, muß die Fahrt indes aufgehoben werden, weil das Wasser im Tungting-See dann zu niedrig steht.

Langsam manövriert der Dampfer zunächst rückwärts von der Landungsbrücke weg um ein vorgelagertes Fahrzeug herum. Langsam steuert er dann zwischen Booten und Dschunken flußaufwärts. Langsam gleiten rechts Hankou und Hanyang, links Wuchang in der Ferne, an uns vorüber. Wir halten uns dicht am linken, nördlichen Ufer. Ein malerischer, hochragender taoistischer Tempel, darüber im Hintergrunde der Hanyang-Hügel, dort hinaus die Masten der Dschunken, die am Han vor Anker liegen, das alles streicht durch den sich abkühlenden Dunst des zu Ende gehenden Tages träumerisch dahin. Ueberschwemmtes Flachland, halb zerfallene Hütten im Wasser, höher gelegene Wiesen, wo die grauen sonderbar geformten Wasserbüffel grasen, einer von ihnen auf seinem breiten Rücken den Hütejungen tragend, Bootkolonien mit der Vorbereitung des Abendessens beschäftigt, Weiden und schläfriges Buschwerk, um das die Wellen beben und über dem Vögel hinziehen, — — wer hält alle die Bilder fest, an denen der Dampfer kühl und gleichmütig vorüberfährt, während der peilende Chinese in seinem Korb mechanisch die Leine auswirft und sein eintöniges Merkwort ruft. Wir waren vier Passagiere an Bord, als das Abendessen uns zusammenführte, nämlich außer meiner Frau und mir zwei Missionare, der eine von ihnen ein Arzt. In Letzterem erkannte ich einen alten Gastfreund wieder, unter dessen Dache ich vor acht Jahren im westlichen China, in Kiating, eine Nacht zugebracht hatte; und auch der andere Missionar kannte mich schnell, da wir gemeinsame Freunde in Nanking hatten, durch die er von mir wußte. Muß man zu dreien aus aller Welt Enden auf einem englischen Flußdampfer im innersten China zusammenstoßen, um sofort alte Bekanntschaft zu konstatieren? —

Am nächsten Vormittag verließen wir den Yangtze und liefen, an Yochan vorüber, in den Tungting-See hinein. Das Wasser war nun nicht mehr rötlich, sondern hellgrau geworden, eine weite, nicht übersehbare Fläche, innerhalb deren aber die befahrbare tiefere Rinne vorsichtig eingehalten werden mußte. Inseln tauchten in einiger Entfernung auf, darunter eine, auf welcher Teepflanzungen für den ausschließlichen Gebrauch der kaiserlichen Hofhaltung in Peking angelegt sind. Am Nachmittage schon hatten wir die verhältnismäßig kurze Strecke, welche der Dampfer im Wasser des Sees zurücklegt, beendet und traten in den Siang-Fluß ein, der sich von Süden her in den See ergießt. Dieser Fluß ist die Hauptverkehrsader ins Innere der Provinz Hunan, weit bequemer als sein auch in den Tungting mündender Nachbar, der an der Stadt Changte vorüberfließende Yüen, welchen Stromschnellen und Fälle behindern. Auf dem Siang kann man, zunächst mit Dampfern (bis Siangtan), dann mit Dschunken und Booten, durch die ganze Länge der Osthälfte von Hunan nach Süden bis zur Grenze der Provinzen Kuantung und Kuangsi gelangen. Seit Changsha, die Hauptstadt von Hunan, die an diesem Flusse liegt, dem fremden Handel geöffnet ist (1903), hat der Verkehr auf dieser Linie sich äußerst lebhaft entwickelt.

Wir mußten die Nacht über an der Mündung des Siang still liegen, da das Fahrwasser im Dunkel gefährlich ist. Früh zwischen Drei und Vier hob sich der Anker wieder, und um die Frühstückszeit lagen wir im Angesicht der Hauptstadt von Hunan an der Landungsbrücke.

Der Fluß, von Süden nach Norden strömend, hat hier eine beträchtliche Breite; durch seine Mitte zieht sich eine lange schmale Insel hin. Changsha mit seinen Vorstädten liegt auf dem östlichen Ufer; gegenüber an der Westseite erheben sich malerische, zum Teil sehr schön bewaldete Bergzüge, der Yo lu shan, eine in China weithin bekannte Oertlichkeit. Denn hier liegt eine der fünf berühmten chinesischen Erziehungsstätten, das Yo lu shu yüen.

Oeffentliche Schulen in unserm Sinne, d. h. von der Regierung eingerichtete und erhaltene Institute zur Unterweisung

der Jugend, hat es in China nie gegeben. Aller Unterricht wurde durch private Veranstaltungen vermittelt (wenn man von der neuesten Phase der Reformen absieht). Doch bestanden allerdings seit alten Tagen einige Schulen, die man halböffentlich nennen könnte, dauernde Institutionen, welche durch große Schenkungen hoher Beamten gegründet waren und von der Regierung, respektive aus der Schatulle des Kaisers, mit regelmäßigen jährlichen Beiträgen unterstützt wurden. Zu ihnen gehört die Schule auf dem Yo lu shan. Ihr Ursprung geht bis in das zwölfte Jahrhundert nach Christo zurück, nämlich auf den berühmtesten der konfuzianischen Gelehrten des Mittelalters, den Philosophen Chu Hsi. Heute ist der Lehrbetrieb den Anforderungen der Neuzeit entsprechend ins Moderne umgestaltet; es unterrichtet neben den chinesischen Lehrern ein junger deutscher Gelehrter dort in deutscher wie englischer Sprache. Wenn man durch die hohen, halbdunklen Hallen und Gänge des weitläufigen Gebäudekomplexes wandelt, durch die große Küche, die vielen gras- und baumbewachsenen Höfe, so hat man etwa den Eindruck einer ins Chinesische übersetzten mittelalterlichen Klosterschule. Die Zöglinge gehören ziemlich ausschließlich angesehenen und wohlhabenden Familien an. Wie sehr sie sich als ein bedeutender Faktor im Volkswesen fühlen, merkt man schon daraus, daß sie, wie die Zeitungen berichteten, jetzt eben sich zu Trägern des allgemeinen Unwillens der Bevölkerung über die Verstaatlichung der großen Bahnlinien aufgeworfen und durch einen Streik und stürmische Versammlungen gegen die eigenen Behörden protestiert haben. Es sind ja freilich auch Männer bis zum Alter von dreißig und mehr Jahren unter ihnen; das Lebensalter steckt in China dem Schülertum durchaus keine Grenzen. Die Regierung hat immerhin diese Einmischung der Jugend in Staatsgeschäfte sehr energisch zurückgewiesen.

Die Schule des Yo lu shan liegt am Fuße der Hügel; auf einem der Gipfel über ihr findet man eines der rätselhaftesten Monumente, die China aufzuweisen hat. In einem verfallenen, seines Daches beraubten Pavillon, dem Einfluß der Witterung schutzlos preisgegeben, steht einer jener Denksteine, auf denen die Inschrift des Yü eingegraben ist. Yü ist einer der halbmythischen ältesten Kaiser Chinas, dessen Regierung um das Jahr 2200 vor Christo fallen würde. Er soll sich um die Regulierung der Wasserläufe des alten Reiches große Verdienste erworben und zum Andenken an seine Lebensarbeit einen Denkstein mit einer Inschrift aufgerichtet haben. Das Original dieses Denksteins, wenn es je vorhanden war, ist heute jedenfalls zerstört. Doch existieren in China an verschiedenen Orten Nachbildungen der alten Inschrift, die sie ziemlich genau wiedergeben sollen. Eine dieser Nachbildungen steht auf dem Yo lu shan. Die Schriftzeichen sind von wesentlich andrer Art als die ältesten chinesischen Schriftcharaktere, die wir kennen. Darum ist seit langen Jahrhunderten auch unter chinesischen Gelehrten die Kontroverse lebhaft gewesen, ob man überhaupt eine Inschrift oder ein rein phantastisches Gebilde, etwa Zauberzeichen, in den Eingrabungen zu erblicken habe. Die Entzifferung, welche chinesische Wissenschaft gegeben hat, ist jedenfalls rein willkürlich. Das Original dieser merkwürdigen Tafel hätte der Kaiser Yü angeblich auf dem Heng shan, einem in Hunan gelegenen altheiligen Berge, aufgerichtet, wo gleichfalls heute eine spätere Kopie steht. Da eben dieser heilige Berg und die Stätte der Inschrift das Ziel dieser meiner Reise nach Hunan ist, so wird später noch Gelegenheit sein, auf den Gegenstand zurückzukommen.

Changsha selbst gilt bei Chinesen für eine vornehme Stadt. Viele wohlhabende und einflußreiche Persönlichkeiten, darunter nicht wenige zurückgezogene Beamte von Rang, leben dort. Man hat auch wohl behauptet, daß der Ort schmucker und reinlicher sei als die meisten anderen Städte, wie den Hunanesen überhaupt eine größere Sauberkeit nachgesagt wird. Das gilt aber doch nur bis zu einem sehr mäßigen Grade. Wer die Stadt durchwandert, findet allerdings gut gepflasterte und leidlich reinliche Straßen, ansehnliche Tempel und Gildenhäuser, aber er empfängt doch im Wesentlichen keine anderen Eindrücke als die sonst allgemeinen. Es versetzt mich regelmäßig nach einiger Zeit in eine ganz andere Welt, wenn ich in den schmalen, vielfach noch oben von Haus zu Haus gegen Sonne und Regen überdeckten Gäßchen, zwischen diesen Läden mit ihrem an ganz andere Lebenshaltung gemahnenden Inhalt, zwischen diesen aus Küchen, Teehäusern, Tischlerwerkstätten, Räuchergefäßen hervorströmenden Gerüchen, zwischen diesen Hausierern, Sänftenträgern, Lastträgern, Bettlern, Kindern, herumschlendernden Spaziergängern, die sich durch einander drängen und umeinander winden, dahingehe; in eine andre Welt versetzt es mich, und erst wenn ich den Ton dieser andren Welt erfaßt habe, erst dann, scheint mir, kann ein annähernd richtiges Verständnis und Urteil über solche Umgebung einsetzen. Der Europäer wird nichts irgend Neues, Imponierendes an Changsha bemerken; für chinesisch eingestellte Augen ist es doch wohl eine eigen geartete, von Behäbigkeit und Bildung zeugende Stadt.

In einem vor dem Nordtore gelegenen buddhistischen Tempel hatte ich die Ueberraschung, festzustellen, daß die chinesischen Mönche dort von einem japanischen Abte regiert werden. Wie man dieses Faktum des näheren deuten soll, was für Motive den Japaner hierher gebracht haben, warum man ihm solchen Posten eingeräumt hat, konnte ich leider nicht in Erfahrung bringen, da ich keinen Zutritt zu ihm erhielt, sei es daß er wirklich abwesend war, wie man mir sagte, sei es daß er mich nicht sehen wollte. Heinrich Hackmann

---

Literaturbriefe

34. Von der Cholera und allerlei Politik

Auf Elba, im August

Einige Stürme haben die Bruthitze unterbrochen. Auch einige schwache Regenschauer haben zu spät versucht, die schönen Reben dieser Gehänge zu tränken. Man sehnt sich trotzdem für Futter und Gemüse nach Feuchtigkeit. Auch die Rebenpflanzen selbst sind gefährdet. Manche sind vom Boden aus abgetrocknet. „Es regnet" ruft eine Stimme wie andachtsvoll übers Tal. „Es regnet" antwortet es von den Häusern der anderen Seite.

Hat sich der Horizont reingewaschen, so taucht wie eine Vision die weite Linie der Küstengebirge auf. Da wo sie sich senken, fürchtet man den Regen, denn da liegt die Cholerastadt. Da schon in dieser trockenen Hitze das unheimliche Tierwesen so schauerlich arbeitet, was wird es anstellen, wenn es seine eigentliche Lebensbedingung auch noch findet! Schon das zweite Jahr bedroht uns dies Gespenst. Diesmal ernsthafter. Wir hier freilich auf der wenig besuchten Insel haben es nicht zu fürchten. Aber Florenz! Noch, behaupten die Zeitungen, sei es immun. Aber die Zeitungen haben ihren Kredit verloren, seit sie sich der Fremdenindustrie zu Liebe Monate lang erst zur aktiven und höchst heftigen Ableugnung der Seuche, dann zur hartnäckigen Verschweigung der stärker gewordenen hergegeben haben. Wie dem sei, von allen Seiten her ist Florenz belagert. Hinter Fiesole erhebt sich nach Osten der Monte Senario, von einem Kloster zwischen dunklen und ernsten Bäumen gekrönt. Von dort aus sieht man den Hauptzug des Apennin wie eine Mauer mit Bastionen vorüberschreiten. Im Tal dazwischen, dem sogenannten Muggello, in dem die Güter der Medici lagen, befindet sich ein Hauptherd, Borgo San Lorenzo. Nördlich vor den Toren von Florenz, aus Sesto (sextum der sechste Meilenstein von Florenz, etwa 9 km) ist ein Fall gemeldet.*) Westlich die Riviera ist fleckenweis infiziert. Von Süden droht die Hauptmacht. Es war, um die nationalen Feste nicht zu stören, die Parole ausgegeben: il colèra non deve esistere, sie darf nicht da sein. Die Zeitungen schweigen peinlich, schweigen größtenteils noch heute. Unter dem Schutz dieses Schweigens hat sie sich so weit nach Norden heraufschleichen können. Im vorigen Jahre, als man noch ehrlich war, machte sie vor Rom Halt. Ich habe nie früher begriffen, wie aktuell das Problem des

*) Inzwischen ist die Seuche bis in die Nähe von Venedig (Chioggia!), bis Bergamo und bis über Genua hinaus gedrungen.

Ibsenschen Volksfeindes ist. Die und die Gesundheitsgefahr darf nicht existieren!

Was aber tut bei Alledem England? dessen indischen Eroberungen Europa diese Neuerwerbung verdankt? Mit welchem Brustton der Entrüstung würde England diese Frage aufwerfen, wenn es sich um Deutschland handelte! Die Sanierung des Gangesdelta, — das wäre ein Kulturwerk!

Die spärlichen Regenfälle sind vorüber. Nördlich, am Abhang der Alpen, scheinen sie reichlicher gewesen zu sein. Die Zeitungen berichten unter ungeheuerlicher Verwendung von Sperrdruck — einer Spezialität der hiesigen Blätter! — „Eine Nacht des Schreckens im Gelände des Piccolo Mondo Antico." Ich lese diesen feinen Roman Fogazzaros gerade. Er spielt am Luganer See zur Zeit der fünfziger Befreiungskämpfe gegen Oesterreich. Soviel ich weiß, gibt es eine deutsche Uebersetzung. Hoffentlich eine gute. Fogazzaros stille Kunst verdient das. Was für Bilder vom Hereinstechen der politischen Chikane und Spionage in friedliches Familienleben! Kaum übertrieben. Einmal ist Fogazzaro zu wenig Hetzer, zu sehr Dichter. Andrerseits stimmt er mit dem, was glaubhaft überliefert ist, zusammen.

Auch Ricarda Huchs einige Jahrzehnte früher spielender Roman „Federigo Gonfalonieri" bestätigt es.*) Wie die Selbstbiographie Silvio Pellicos (Le mie prigioni), der Gonfalonieris Leidensgenosse war. Ganfalioneri, das Leben eines begabten stolzen Charakters, der in den Zellen des Spielbergs zerbrochen ward. Schuldlos auch vom österreichischen Standpunkt aus beurteilt, da er nicht politischen Verrat betrieb, sondern für italienische Eigenart kämpfte. Aber mit so feinen Unterscheidungen kann sich der Polizeinationalismus nicht abgeben. Der Roman ist gut wie alles, was Ricarda Huch schreibt, wenn mir auch vorkommt, als verriete er etwas zu viel Schnelligkeit der Feder. Ruhm der deutschen Leserwelt, daß sie die eigentliche Dichterin unter ihren Erzählerinnen zum Vielschreiben verdammt.

Ist jenes System der kleinlichen Mittelchen spezifisch österreichisch? Aus der Zeit der Inquisition, der Glaubensverfolgungen und Dragonaden ins Blut übergegangen? Leider, leider haben wir freigekämpften Protestanten unsre Nordmark. Und wie ähnlich! Ganz dieses selbe Um die Ecke-Knuffen. Der und der soll getroffen werden, also wird der und der Unschuldige geplagt!

Vor mir liegt ein Bericht („Zum Streit um die Nordmark")**) über die zweite Hamburger Nordmarkversammlung (am 8. Mai) der unter andrem eine Rede Rades enthält, eine kurze schlagkräftige Darstellung seines Standpunktes, der ich weites Gehör wünsche. Besonders aus der Seele ist mir dabei gesprochen, was Rade über die Kurzsichtigkeit der Hetzpolitik und aus diesem Anlaß darüber sagt, „daß wir die Zukunft unsres Staates inmitten der Weltkatastrophen, die kommen mögen, unter anderm auch auf ein Treue- und Vertrauensverhältnis zu den blutsverwandten germanischen Staaten gründen, die im Norden unsre nächsten Nachbarn sind." Noch stärker und glücklicher kommt dieser Gedanke in der Rede vom 4. März 1911 zum Ausdruck (in der Broschüre „Nordschleswig", auf die ich gleich noch zurückkommen muß): „Denn das ist für mein vaterländisches Empfinden nicht genug, daß unser Deutsches Reich mächtig dasteht; dies ist nur die Grundlage. Ich will, daß es geliebt sei und Vertrauen genieße bei den Völkern und Staaten, besonders bei den germanischen. Ich will schlechterdings, daß die nordischen Nationen Vertrauen zu unsrer Politik gewinnen." Ein Germanismus, der für diese Empfindung zu klein ist, kann mir leid tun. Nach Rade nahm Schlaikjer das Wort, um einige Beispiele sprechen zu lassen. Man lese sie. Ganz nach dem altösterreichischen Rezept. Man lese auch die ganze vorhin erwähnte Broschüre „Nordschleswig" mit dem Stenogramm der Reden der ersten Versammlung.***) Der Bericht, überwiegend feindliche Reden enthaltend, hat für nötig erachtet, auch noch zwei Einleitungen und eine Menge Anhänge zu bringen, um so die Wirkung der Reden Rades und seiner Freunde noch nachträglich möglichst abzutöten. Ich empfehle die Broschüre trotzdem und auch etwas wegen dem. Es ist mir geradezu ein Genuß gewesen, in diesem Wust von kleingeistigem Polizeideutschtum immer wieder die unbeirrt starke Stimme derer zu hören, die erklärten, daß das nicht deutsch sei, nicht das viel berühmte „deutsche Wesen", an dem „die Welt genesen" soll.

(Einen besonders demütigenden Eindruck macht dabei die Feststellung, daß die Franzosen in Elsaß-Lothringen, die das immerhin nicht zu unterschätzende französische Reich hinter sich haben, sehr viel behutsamer angefaßt werden, — und das von denselben Händen, die für die Nordmarkchikanen verantwortlich sind! Von unsrer Polenpolitik konnte bekanntlich sogar die Meinung aufkommen, daß sie in Petersburg gemacht werde, wo man eine polenfreundliche Politik Deutschlands sehr mit Recht ungern sehen würde.)

Es ist mir schrecklich zu denken, daß einmal ein Dichter — ein wirklicher Dichter, also nicht einer vom Schlage Sienkiewiczs — einen Roman aus Nordschleswig oder Posen schreiben könnte, in dem das „deutsche Wesen" so dastehen würde, wie das ältere österreichische in Fogazzaros und der Huch Dichtungen.

Die Männer vom „Deutschen Verein" erklären sich immer wieder als „im Rücken angefallen". Diese Empfindung ist psychologisch erklärlich. Aber sie ist sachlich wertlos.

Drüben vor mir liegt die Cholerastadt. Die ganze Küste nördlich und südlich ist angeseucht. Schuld des geldgierigen Schweigens, das das Unheil nicht wahr haben wollte, bis es sich durch das Schweigen hindurchgefressen hat. Nun endlich auch einige italienische Zeitungen mit der Schweigepolitik zu brechen suchen — Bresche geschlagen zu haben scheint ein Artikel des tapferen Prezzolini*) in seiner „Voce" — fühlen sich die Uebrigen im Rücken angefallen. Und es scheint fast, daß ihr schweigender Protest Erfolg haben soll, denn auch die, welche zu sprechen begannen, scheinen sich zurückziehen zu wollen. Statt dessen Drohungen von gerichtlichen Klagen gegen die Verbreiter unbegründeter Choleranachrichten! Wenn das nicht hilft!

Wir machen uns durch eine nichtswürdige Nadelstichpolitik in der ganzen Welt verhaßt, vergeuden unsern guten Namen auf die leichtfertigste Weise, schwächen unsre Sache, impfen das Gift nationalen Dünkels unserm im Grund gesunden und gerechten Volk gewaltsam ein. Sollen wir, um die Empfindlichkeit irregeleiteter Männer zu schonen, die sich im Rücken angegriffen fühlen, wenn die Wahrheit gesagt wird, zu dieser Verwüstung unsers sittlichen Kapitals, zu dieser „realpolitischen" Verseuchung unsers Volksdenkens schweigen?

Was England uns gefährlich macht, ist nicht sowohl seine Seemacht, als die moralische Macht seiner großzügigen und weitsichtigen Kulturpolitik. Müßte heute die Kulturwelt wählen, ob sie nach englischem oder nach deutschem Rezept regiert zu werden wünscht, so, fürchte ich, würden wenig Stimmen zu unsern Gunsten sprechen. Ich fürchte, in den deutschen Ländern selbst würde die Wahl als eine große Verlegenheit empfunden werden, und die nationale Selbstbejahung würde Vielen schwer über die Lippen kommen.

Das Einzige, das im eignen Lande sachlich für die Selbstbejahung sprechen würde, wäre etwas Negatives: der Umstand, einmal, daß gerade gegen uns die englische Politik seit Eduard VII. jede Großzügigkeit verloren hat, — nur noch ein dummes Zustopfen aller Ausdehnungsmöglichkeiten, das schließlich zu einer Kesselexplosion führen muß; von der andern Seite das heuchlerische Festhalten an dem Seeräuberrecht, in Kriegszeiten friedliche Schiffe anfallen zu dürfen, schließlich die Unternehmung reiner Geldkriege wie des Krieges für das Opiumlaster und des um die Diamanten der Buren.**)

Arthur Bonus

*) Leipzig, Inselverlag 1910. 438 S. 4,50, gebunden 6 Mk.

**) Verlag der Ortsgruppe Hamburg des Vereins für deutsche Friedensarbeit in der Nordmark. Hamburg, Reinhard Müller. 40 S. 60 Pfg.

***) Hamburg, Heroldsche Buchhandlung. 77 S. 1 Mk.

*) Verfasser des Buches über den italienischen Modernismus. Jena, Diederichs.

*) Ueber die religiöse Stimmung Englands zur Zeit des Burenkriegs vergleiche das interessante Kapitel „Der Herr der Heerscharen" in Gustaf F. Steffen's „Die Demokratie in England". Jena, Diederichs 1911. (Politische Bibliothek I. 228 S. 3 Mk.)

Verschiedenes

Jathos Theologie und die religiöse Krisis der Gegenwart. Von Lic. Otto Zurhellen, Pfarrer in Frankfurt a. M. Tübingen, J. C. B. Mohr 1911. 101 S. 1 Mk.

Jatho und Harnack. Ihr Briefwechsel. Mit einem Geleitwort von Martin Rade. Tübingen, J. C. B. Mohr 1911. 80 S. 1 Mark.

Staatschristentum oder Volkskirche. Ein protestantisches Bekenntnis von Pfarrer Lic. Gottfried Traub in Dortmund. Jena, Eugen Diederichs 1911. 61 S. 80 Pfg.

Entwurf eines Gesetzes betreffend die Religionsfreiheit im Preußischen Staate mit Einleitung und Begründung vorgelegt von D. Erich Foerster. Tübingen, J. C. B. Mohr. 66 S. 1,50 Mk.

Die erste Schrift bietet eine sehr gut lesbare, feine und sinnige Verdeutlichung der theologischen Aussagen Jathos in seinem Antwortschreiben an den Oberkirchenrat. Der Verfasser kennt Jatho und bringt ihn uns näher in dem, worin er uns fremd war; er verzichtet dabei nicht auf Kritik und eigne Weiterführung der Gedanken. So bekommt die Schrift etwas wirklich Förderliches und mitten im Streit Wohltuendes.

Die zweite Schrift will aus dem Konflikt zwischen Jatho und Harnack Gewinn ziehen, indem sie ihn auf seinen Umfang und seine Gründe untersucht. Auch hier ist alles auf Prüfung, Klärung, Verständigung gerichtet. Wenn die Leser der Christlichen Welt durch all diese Monate hindurch noch im Dunkeln darüber geblieben sein sollten, wie ich zum Fall Jatho stehe, aus dieser Schrift können sie es erfahren.

Nr. 3 ist sehr wertvoll, aber schwer zu beurteilen. Verfasser hat unter einem gewissen Druck geschrieben und doch wiederum mit dem nicht genug Fühlung gehalten, was da ist und besteht. Das Bekenntnis hebt an wie fast widerwillig, abgezwungen, und versteigt sich kühn ins Enthusiastisch-Utopische. Prächtige Wahrheiten, stahlharte Mahnungen stehen darin; aber daneben begegnen stark paradoxe Wendungen. Bedeutend, zum Nachdenken zwingend ist alles, nur richtig ist nicht alles. Man muß das Büchlein mehrmals lesen, so erst wird man den vollen Segen davon haben und zugleich seine Selbständigkeit dawider wahren. Es sei unsern Lesern und Leserinnen zu ruhigem und ernstem Studium angelegentlich empfohlen. Wir werden gewiß ganz von selber wiederholt auf sie zurückkommen. Auch am Schluß meiner Schrift habe ich mich schon damit beschäftigt. Leider war mir Zurhellen nicht früh genug bekannt, um auch auf sie hinweisen zu können.

Traub verzichtet darauf, einen praktischen Weg zur Neugestaltung der Kirche zu zeigen. Dieses Ziel steckt sich die vierte Schrift. Ihre Besprechung bleibt andrer Feder überlassen. R

Kleine Mitteilungen. Auf das endgiltige Programm von Goslar im Inseratenteil sei hingewiesen, insbesondere auf die Bemerkung, Herberge betreffend. R

Verantwortlicher Herausgeber Prof. D. Rade in Marburg i. H.

Anzeigen

Freunde der Christlichen Welt

Altona. Freunde der Christlichen Welt in Südholstein. Montag 23. Oktober 4 Uhr im Kaiserhof: Die Reformbedürftigkeit des evangelischen Gottesdienstes. Pastor Feddersen-Kirchsteinbeck.

Versammlungskalender

2.— 3.	Oktober	Deutsch-evangelischer Kirchengesangvereinstag Hannover
2.— 4.	„	Freunde der Christlichen Welt Goslar
4.— 7.	„	Protestantentag Berlin
5.— 8.	„	Evangelischer Bund Dortmund
9.—13.	„	Theologischer Ferienkursus Malente-Gremsmühlen
17.—19.	„	Theologischer Ferienkursus Bonn

Wir verloren am 18. September unsern guten Vater, den Professor ***Gustav Schubring in Erfurt.***

Wilhelm Schubring, Wundersleben

Rudolf Schubring, Preusslitz

Gesucht wird zu Ostern eine tüchtige **Lehrkraft (Lehrer oder Lehrerin)** zum Unterricht von zwei elfjährigen Mädchen. Ausführliche Angebote erbeten an Frau **Erh. Aug. Scheidt, Kettwig** a. d. Ruhr.

Venedig Christl. Hospiz Campo S. Angelo Pension 5—6 Lire.

Christliche Welt

Jahrgang I—XX zu verkaufen. Tadellos erhalten. Angebote unter **M. S.** an den Verlag.

Bad Nauheim

Haus Kling Karlstr. 44

Möblierte Zimmer mit und ohne Pension für Kurgäste. Ruhige, freie Lage, Garten. Mäßige Preise. Frau Ober-Postassistent Kling

Freunde der Christlichen Welt

2.—4. Oktober Goslar Hotel Achtermann

Montag 2. Oktober nachmittags 5 Uhr in der Marktkirche **Musikalische Feierstunde** (Orgel, Gesang, Violine).

Montag 2. Oktober abends 1/2 7 Uhr: **Neue Ansätze in der konservativen Dogmatik und ihre Bedeutung.** Professor Stephan aus Marburg.

Dienstag 3. Oktober vormittags 10 Uhr: **Die Seele des Verbrechers und das Problem des Bösen im Menschen.** Pfarrer Philippi aus Wiesbaden. — Nachmittags 6 Uhr: **Die Gesamtlage unsrer Kirche mit besondrer Rücksicht auf ihre Verfassung.** Pfarrer Foerster aus Frankfurt a. M.

Mittwoch 4. Oktober vormittags 9 Uhr: Ordentliche Mitgliederversammlung der Vereinigung der Freunde der Christlichen Welt.

Dienstag Vormittag 9 Uhr: **Allgemeiner Evangelisch-Protestantischer Missionsverein.** „Die Ergebnisse der Edinburger Missionskonferenz nach eignen Erlebnissen in Ostasien beurteilt.“ Missionsinspektor Witte.

Dienstag Mittag unmittelbar nach Schluß der Verhandlung über den Vortrag Philippis: **Generalversammlung des Vereins Notwendiges Liebeswerk.** Jahres- und Kassenberichte. „Neue Hoffnungen für die armenische Kirche.“ Pfarrer Stier.

☞ Wohnungen im „Achtermann“ von 2,50 bis 5 Mark. Man gebe bei Bestellungen den gewünschten Preis mit an!

Versammlung deutscher freigesinnter Pfarrer

Berlin, den 5. Oktober 8 Uhr abends im kleinen Saale des Restaurants im Landes-Ausstellungspark am Lehrter Bahnhof, Straße Alt-Moabit No. 4—6.

Eintritt kostenlos.

Bei dem Ernst der kirchlichen Lage und bei der schweren Verantwortung, die sie dem freigesinnten Pfarrer auflegt, halten die Unterzeichneten es für dringend wünschenswert, daß wir zusammenkommen, einander kennen lernen, die Lage und unsere Aufgaben miteinander vertraulich besprechen.

Böhme-Räbke (Braunschweig) Chappuzeau-Hannover-Hainholz, Emde-Bremen, A. Fischer-Berlin, D. Max Fischer-Berlin, Freundlieb-Vilbel (Hessen) Fritze-Nordhausen, Gramberg-Oldenburg, Herz-Chemnitz, Heyn-Greifswald, Jansen-Kiel, Mayer-Kaiserslautern, Metzger-Straßburg-Neudorf, Rohde-Karlsruhe i. B., D. Schiele-Berlin, Seusing-Stressenhausen (Sa.-M.), Späth-Breslau, Stachowitz-Thorn, D. Stage-Hamburg, Stier-Alten, Traub-Dortmund.

Voranmeldung bei Pfarrer Alfred Fischer, Berlin SW 68, Friedrichstraße 213.

MONA LISA

VON LIONARDO DA VINCI

REPRODUKTIONEN DES KUNSTWARTS

ALS MEISTERBILD

Format 27×35 cm. Preis 0,25 Mk.

ALS VORZUGSDRUCK

Photogravüre. Preis 3. - Mk.

Bildgröße 31×45 3/4 cm. Blattgröße 55 1/2×74 1/4 cm

Auf China. Preis 5. — Mk.

Bildgröße 30×44 3/4 cm. Blattgröße 60 1/4×80 1/2 cm

VERLAG GEORG D. W. CALLWEY, MUENCHEN

Herr **Wladimir Schindler-Berlin** (NO. 93. Weinstr. 3 ptr.) mit einer **Martin Greif-Bibliographie** beschäftigt, bittet alle, die über den Dichter oder seine Werke Artikel oder Rezensionen publiziert haben, ihm hiervon Mitteilung machen zu wollen unter genauer Angabe der Titel der Besprechungen sowie der Zeitschriften bezw. Zeitungen. Erwünscht wäre es, wenn die Kritiken leihweise zur Verfügung gestellt werden könnten. Einsendungen werden an obige Adresse erbeten.

PIANOS von Mk. 380 an **HARMONIUMS** von Mk. 33 an.

Höchster Rabatt. Kleinste Raten. Pianos und Harmoniums zu vermieten. Prachtkatalog M 6 gratis. Großer Umsatz. Günstige Bezugsquelle.

Firma 1851 gegr.

WILH. RUDOLPH, Hoflieferant, GIESSEN Obweg 153

Evangelischer Bund

24. Generalversammlung in Dortmund

Donnerstag, den 5. Oktober. Sitzungen des Zentralvorstandes und Preßausschusses. — 7 Uhr abends Kirchenkonzert.

Freitag, den 6. Oktober. 9—1 Uhr Sitzungen: Gesamtvorstand; Diaspora-Anstalten-Konferenz; Verbandstag der Akademischen Ortsgruppen. — 3—6½ Uhr Geschlossene Abgeordnetenversammlung. — 7 Uhr Eröffnungsgottesdienst: Prediger Pfarrer Proebsting-Lüdenscheid. — 8½ Uhr Begrüßungsversammlung. — 8 Uhr Festvorstellung im Stadttheater: „Glaube und Heimat".

Samstag, den 7. Oktober. 10—2 Uhr Mitgliederversammlung: „Zur Zeitlage und zur Jahresarbeit" Direktor Everling; „Das protestantische und das ultramontane Schulideal" Professor Dr. Wolf-Düsseldorf. — 4 Uhr Konferenz über Mischehenfrage — 8 Uhr Volksversammlung: „Der Protestantismus und die deutschen Volksschichten" Professor von Wenckstern-Breslau; „Der Protestantismus und die deutschen Volksstämme" Stadtpfarrer Fikenscher-Nürnberg.

Sonntag, den 8. Oktober. 9 Uhr Festgottesdienste: Professor Hoffmann-Breslau, Pastor Taube-Peine, Schulrat Mosapp-Stuttgart, Superintendent Steffani-Jarotschin, Pfarrer Niemöller-Elberfeld, Pfarrer Weichelt-Zwickau, Pfarrer Preger-Kassel. — 11 Uhr: Hauptversammlung: Eröffnungsansprache Superintendent Wächtler-Halle; „Vorbedingungen eines wahren konfessionellen Friedens". Landtagsabgeordneter Amtsgerichtsrat Lohmann-Weilburg — 2 Uhr Zwei Volksversammlungen: „Deutsch-evangelische Wacht" Pfarrer Niemöller-Elberfeld, Pfarrer Aßmann-Bromberg, Pfarrer Monski-Krems. Justizrat Elze-Halle, Pfarrer Mahnert-Marburg (Drau), Pfarrer Aßmann-Bromberg. — 6½ Uhr Festvorstellung im Stadttheater: „Die Meistersinger".

Montag, den 9. Oktober. 10 Uhr Fahrt nach Hohensyburg, Festakt am Denkmal.

Vierter theologischer Ferienkursus in Malente-Gremsmühlen

9.—13. Oktober. Professor D. **Scheel**-Tübingen: Katholizismus und Urchristentum — Privatdozent Lic. **Mulert**-Halle: Die neueren Verhandlungen über das Wunder — Professor D. **Niebergall**-Heidelberg: Kindesseelenkunde.

Außerdem wird abends referiert über: Reformversuche im Religionsunterricht (Lehrer **Jessen**-Kiel); Aufgaben und Aussichten des Christentums in Ostasien (Missionsinspektor **Witte**-Berlin); Schleiermacher und Jatho (Privatdozent Dr. **Lempp**-Kiel).

Sämtliche Verhandlungen, auch gemeinsames Leben und Wohnen im Kurhotel Luisenhöhe: 5 Mk. täglich. Kursusbeitrag 6 Mk., für organisierte Freunde der Christlichen Welt frei. Anmeldungen und Anfragen an Pastor **Schmidt**, Lauenburg (Elbe).

Missionslehrkursus

für akademisch gebildete Lehrer höherer Schulen

Um akademisch gebildeten Lehrern höherer Schulen eine gründliche Einführung in das Studium der Heidenmission zu ermöglichen, und dadurch die gebildete deutsche Jugend mehr als bisher für den Missionsgedanken zu gewinnen, haben sich der Deutsch-evangelische Laienmissionsbund, die Berliner Missionsgesellschaft, die Goßnersche Missionsgesellschaft und die nordostdeutschen Missionskonferenzen zur Veranstaltung eines Missionslehrkursus vereinigt, der vom 2.—5. Oktober d. J. im Berliner Missionshause, NO. 43, Georgenkirchstr. 70. stattfinden soll. In erfreulicher Weise mehren sich neuerdings die Anzeichen dafür, daß endlich auch in Deutschland die Kreise der Gebildeten die hohe Bedeutung der Mission als einer der selbstverständlichsten und wertvollsten Lebensäußerungen des Protestantismus erkennen. So ist zu hoffen, daß diese Gelegenheit zum Einblick in die Geschichte und den Betrieb der evangelischen Mission (die der geplante Kursus zum ersten Mal darbietet) vielen Lehrern höherer Schulen willkommen sein wird. Es werden Vorträge halten:

Professor D. Kähler-Halle über „Missionsgedanken der Parabeln Jesu", Professor D. Löhr-Königsberg: „Missionsgedanken der alttestamentlichen Prophetie", Professor D. Holl-Berlin: „Die Missionsmethode der alten und der mittelalterlichen Kirche", Professor D. Meinhof-Hamburg: „Die Erforschung der afrikanischen Sprachen durch die evangelische Mission", D. Julius Richter-Schwanebeck: „Die deutschen Missionsgesellschaften", Missionsdirektor D. Gensichen: „Volksschule und Lehrerbildung auf dem Missionsfelde", Missionsdirektor Kausch: „Der heutige Hinduismus und die Mission", Missionsinspektor Lic. Axenfeld: „Die Mission in Deutsch-Ostafrika und der Kampf mit dem Islam", Missionsinspektor Wilde: „Die Mission in Südafrika und das Erwachen der Negerwelt", Missionsinspektor Glüer und Missionar Lutschewitz-Tlimo: „Die Mission in China und die Umgestaltung Ostasiens", Missionsinspektor Knak: „Die Gestaltung des heimatlichen Missionslebens", Oberlehrer Lic. Moldaenke: „Eingliederung der Mission in den Unterricht der höheren Schule".

Anfragen und Anmeldungen an Oberlehrer Lic. Moldaenke, Groß-Lichterfelde, Chausseestraße 13.

Der Vorstand des Missionskursus für akademisch gebildete Lehrer höherer Schulen Direktor D. Spieker, Vorsitzender.

Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) Tübingen

Zur kirchlichen Lage

Jatho und Harnack

Ihr Briefwechsel

Mit einem Geleitwort von

D. Martin Rade

Professor in Marburg a. L.

8. 1911. Mk. 1.—

Jathos Theologie und die religiöse Krisis der Gegenwart

Von

Lic. O. Zurhellen

Pfarrer in Frankfurt a. M.

Klein 8. 1911. Mk. 1.—

Entwurf eines Gesetzes betr. die Religionsfreiheit im preußischen Staate

Mit Einleitung und Begründung

vorgelegt von

D. Erich Foerster

Pfarrer in Frankfurt a. M.

Groß 8. 1911. Mk. 1.50

Lic. H. Mulert

Privatdozent in Halle a. S.

Die Lehrverpflichtung in der evangelischen Kirche Deutschlands

Zweite Ausgabe mit einem Nachtrag

8. 1911. Mk. 1.—

Diese Schrift enthält eine Zusammenstellung der Bestimmungen und Formeln, die eine Verpflichtung der Geistlichen, theologischen Universitätslehrer und Religionslehrer auf bekenntnismäßige Lehre enthalten.

Wahrhaftigkeit und Lehrverpflichtung

8. 1911. Mk. 1.50

Aus Kirchl. Gegenwart 1911 Nr. 11:

Die Schrift ist vor dem Falle Jatho geschrieben; das kommt ihrer Objektivität und Unbefangenheit zugute. Alle durch die Sache Jatho aufgewühlten Fragen werden in ruhiger Weise durchgesprochen, Vorschläge gemacht und Lösungen versucht, um aus der kirchlichen Schwierigkeit herauszukommen.

Wer hilft uns **deutsche Rückwandrer aus Rußland,** die durch die Verhältnisse aus Stellung und Heimat gedrängt sind, in geeigneter Weise, etwa als Kirchendiener oder Gemeindehelfer oder auch in sonstigen den Lebensunterhalt ihrer Familien sichernden Stellungen unterbringen.

Zu näherer Auskunft gern bereit

der Fürsorgeverein für deutsche Rückwandrer
Berlin W. 9 Schellingstr. Nr. 11.

Bleyle's
Knaben-Anzüge
aus besten, reinwollenen elastisch-porösen Stoffen
sind gesundheitlich von höchstem Wert.
Ausserordentlich haltbar daher billig!
Vorzüglicher Sitz! Elegante Formen!
Kataloge von allen Verkaufstellen gratis!
Nächstgelegene Verkaufstelle zu erfragen durch die Fabrik
WILH. BLEYLE, Stuttgart.
Seite 18 des Kataloges wird besonderer Beachtung empfohlen.
Bleyle's Knaben-Anzüge

Verlag der Christlichen Welt in Marburg i. H. — Druck von Heinrich Bauer in Marburg